

DAS GENERISCHE MASKULINUM

Eine Diskussion anlässlich der
Verleihung der Ehrendoktorwürde
an Navid Kermani
an der Universität Siegen

Herausgegeben von
Stephan Habscheid
Jürgen Nielsen-Sikora

DAS
GENERISCHE
MASKULINUM

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlag, Layout und Satz
universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A.

Fotos (Umschlagklappe und S. 24)
Carsten Schmale

Druck und Bindung
UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2024: universi – Universitätsverlag Siegen
www.uni-siegen.de/universi

ISBN 978-3-96182-181-5
doi.org/10.25819/ubsi/10492

Der Band erscheint unter der
Creative Commons Lizenz CC-BY-SA



DAS GENERISCHE MASKULINUM

Eine Diskussion anlässlich der
Verleihung der Ehrendoktorwürde
an Navid Kermani
an der Universität Siegen

Herausgegeben von
Stephan Habscheid
Jürgen Nielsen-Sikora

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN

Inhalt

<i>Stephan Habscheid, Jürgen Nielsen-Sikora</i> Vorwort	7
<i>Jörg Döring</i> Laudatio	11
<i>Navid Kermani</i> Das generische Maskulinum	25
<i>Thomas Kronschläger</i> Das Maskulinum ist nicht generisch, aber das Generische ist patriarchal	39
<i>Petra M. Vogel</i> Warum das generische Maskulinum nicht ausstirbt	47
<i>Jürgen Nielsen-Sikora</i> Was nicht gesagt wird, lesen	51
<i>Udo Kelter</i> Warum die Genderdeutsch-Debatte seit einer Generation nicht konvergiert	59
<i>Jamal Nasir</i> Generic masculine language: a Muslim perspective	67
<i>Florian Werner</i> Das Gendern in fremdsprachendidaktischer Perspektive	75

<i>Stephan Habscheid</i> Freiheit und Verantwortung. Geschlechtergerechter Sprachgebrauch insprachhandlungstheoretischer Perspektive	83
<i>Sibylle Schwantag</i> La moitié des hommes sont des femmes. Ein Blick nach Frankreich	93
<i>Chiara Weiß</i> Sprache, Macht und soziale Wirklichkeit: Über die Wichtigkeit des Genderns	99
<i>Kai-Uwe Carstensen</i> Das generische Maskulinum – rational betrachtet	105
<i>Peter Menck</i> Glasperlenspiele?	115
<i>Lisa-Marie Gewalt</i> Das generische Maskulinum und seine (Un-)Sichtbarkeit	119
<i>Patrick Graw</i> Neue Sprachregeln sind kein Ersatz für gegenseitiges Verständnis	127
<i>Oliver Hohenschue</i> Das Gendern und die akademische Karriere	135
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	141

Stephan Habscheid, Jürgen Nielsen-Sikora

in Zusammenarbeit mit Stephanie Sarah Wernet

Vorwort

Die vorliegende Publikation steht in einem zweifachen Kontext, einem primär feierlichen und einem vorrangig diskursiven. Am 12. Mai 2022 wurde im Rahmen einer öffentlichen Feier Dr. Navid Kermani die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen verliehen, die Laudatio von Prof. Dr. Jörg Döring und die Festrede des Geehrten werden hiermit einem größeren Publikum vorgelegt. Seine Rede aus Anlass der Ehrung widmete Navid Kermani mit Verweis auf die starke germanistische Tradition an der Universität Siegen dem Thema „Das generische Maskulinum“ und damit einem komplexen grammatischen und pragmatischen, sprachästhetischen, wissenschaftlichen und politischen Diskurs, der seit längerem die Gemüter erregt und der heute durch staatliche „Genderverbote“ in einigen deutschen Bundesländern eine weitere Wendung und Zuspitzung erfährt. Im Anschluss an den Vortrag diskutierte der Redner seine Thesen auf einem Podium mit NRW-Wissenschaftsministerin Isabel Pfeiffer-Poensgen, Linguistin und Prorektorin Prof. Dr. Petra M. Vogel, Theologie-Professor Dr. Thomas Naumann (beide Uni Siegen) sowie dem Germanisten Thomas Kronschläger (TU Braunschweig) und stellte sich den Fragen aus dem Auditorium. Am nächsten Tag wurde in Abstimmung mit Navid Kermani durch die Universität Siegen ein Online-

Forum eröffnet mit dem Ziel, die Diskussion des Vortrages fortzuführen und zu vertiefen. Da das Thema „Geschlechtergerechter Sprachgebrauch“ für die Universität auch in der alltäglichen Praxis – von der Verwaltung über die akademische Lehre bis zur Forschung – vielfältig relevant ist und zugleich komplexe Fragen aufwirft, kann die breit angelegte Diskussion auch als ein Beispiel innerbetrieblicher demokratischer Meinungs- und Willensbildung gelesen werden. Von Beginn an wurde vorgesehen, die Einträge anschließend zu sichten und für ausgewählte Beiträge deren Autorinnen und Autoren um eine essayistische Ausarbeitung zu bitten. Die Ausarbeitungen sollten sodann mit Abdruck des Vortrags von Navid Kermani als Sammelband herausgegeben und im Siegener Universitätsverlag *universi* veröffentlicht werden. Diese Publikation legen wir hiermit vor.

Als Grundlage für die Diskussion stellte Navid Kermani sein Vortragsmanuskript zur Verfügung, das im Online-Forum veröffentlicht wurde. Thema der Diskussion war die Repräsentation von und das sprachliche Handeln im Umgang mit ‚Geschlecht‘ im Deutschen unter besonderer Berücksichtigung des generischen Maskulinums. Eine Einladung zum Forum erhielten alle Personen, die sich zum Vortrag von Navid Kermani angemeldet hatten, die Teilnahme war nach Einrichtung eines Nutzerkontos möglich. Das Forum war vom 13. Mai bis 31. August 2022 für Diskussionsbeiträge geöffnet. Es verzeichnete insgesamt 73 Einträge, bestehend aus 24 Einträgen und 49 Kommentierungen (zu Einträgen und zu Kommentaren). Der erste Eintrag wurde am Tag der Forumsöffnung (13.05.2022) vorgenommen, der letzte am Tag der Schließung des Forums (31.08.2022). Anschließend wurden die Einträge in eine Offline-Umgebung migriert, archiviert und gesichtet.

Insgesamt haben sich am Online-Forum mehr als 20 Personen aktiv mit mindestens einem Eintrag beteiligt.

An der Diskussion wirkten Mitglieder der Universität aus verschiedenen Fakultäten, Fächern und akademischen Statusgruppen (Professorinnen und Professoren, akademische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Mitarbeitende in Technik und Verwaltung, Studierende) mit. Dementsprechend spielten in der Diskussion, nicht zuletzt angeregt durch Navid Kermani, neben wissenschaftlichen Problemen auch persönliche Erfahrungen aus dem akademischen und organisationalen Alltag eine Rolle.

Die Schwerpunkte der insgesamt sachlich geführten Diskussion lassen sich unterscheiden in a) den Austausch von Argumenten, b) die Problemdifferenzierung in Form von Schärfungen, Modifikationen und Erweiterungen, c) Probleme und Lösungsansätze auf den Ebenen von Sprachsystem, Sprachgebrauch und Spracherwerb, gesprochener und geschriebener Sprache (einschließlich Orthografie und Schriftsystem), Sprache und Kognition, Sprachkritik und Kommunikationsethik, Identitätspolitik und Ideologiekritik, Recht und, nicht zuletzt, d) die (Selbst-) Reflexion der Debatte im Forum und der allgemeinen Öffentlichkeit. An verschiedenen Stellen wurde die Debatte durch sprach- und kulturvergleichende Exkurse in andere Sprachen und Gesellschaften bereichert.

Wir danken Navid Kermani für den ästhetisch und pragmatisch anregenden Ausgangstext und seine Mitwirkung an der anschließenden Debatte im Forum. Dem diskursaffinen ehemaligen Rektor der Universität Siegen, Prof. Dr. Holger Burckhart, danken wir für die Initiierung des Foren- und Publikationsprojekts. Für ihre Beiträge zu dem vorliegenden Band danken wir dem Autor der Laudatio, Prof. Dr. Jörg Döring, und allen Autorinnen und Autoren von Debattenbeiträgen. Schließlich gilt unser Dank Gabriel Klein von der Pressestelle der Universität Siegen für die aufwändige Realisierung der technischen Migration und Archivierung des Forums und Kordula Lindner-Jarchow

Vorwort

vom Universitätsverlag *universi* für die professionelle Betreuung der vorliegenden Publikation, die zugleich als Buch und digitale Open Access-Publikation erscheint.

Siegen, im Mai 2024

Jörg Döring

Laudatio

Herr Rektor, Frau Dekanin, Frau Ministerin,
hochverehrter Herr Dr. Kermani,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Es ist mir eine große Freude, aus Anlass der Verleihung der Ehrendoktorwürde für Navid Kermani eine Laudatio zu seinen Ehren halten zu dürfen.

Ich tue das auch im Namen der Mitglieder einer Kommission, die dem Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät unserer Universität über die wissenschaftlichen und auch die außerwissenschaftlichen Verdienste von Navid Kermani berichtet und die Verleihung dieser Ehrenpromotion nachdrücklich empfohlen hat.

Bitte verstehen Sie die nun folgende Laudatio deshalb auch als ein Gemeinschaftswerk. Ein Gemeinschaftswerk von Kolleginnen und Kollegen verschiedenster Fächer, namentlich aus Evangelischer Theologie, Geschichtswissenschaft, Politologie und Literaturwissenschaft. Denn nur ein multidisziplinär besetztes Gremium kann dem außergewöhnlich breiten intellektuellen Profil von Navid Kermani gerecht werden.

Hören Sie also, wie unsere Kommission ihre Empfehlung begründet.

Die Kommission muss zunächst feststellen: Ein Leichtes ist es, Navid Kermani zu loben.

Denn wer wollte bestreiten, dass er schon lange zu den bedeutendsten intellektuellen Persönlichkeiten unserer Republik gehört? Seine immens vielfältige und aufklärerische Produktivität als Autor begegnet uns – seinem Publikum – in mindestens vier verschiedenen Rollen, die dennoch aufs engste miteinander verbunden sind: er wendet sich an uns *als Islamwissenschaftler, als Schriftsteller und Philologe, als Reporter und Reisender* und *als Redner und öffentlicher Intellektueller*.

Lassen Sie mich bitte im Namen unserer Kommission diese vier Facetten von Navid Kermanis Autorschaft skizzieren:

Zuerst: Navid Kermani als Orientalist und als islamischer Theologe

Er hat Islamwissenschaft, Philosophie und Theaterwissenschaft in Köln und Kairo studiert, erwarb 1994 den Magistertitel an der Universität zu Köln, wurde 1998 an der Universität Bonn promoviert und 2005 habilitiert. Bereits seine Magisterarbeit *Offenbarung als Kommunikation* (Kermani 1996) erschien als Buch, was nicht eben häufig geschieht, und beweist, dass Navid Kermanis Arbeiten von Beginn an wissenschaftliche Aufmerksamkeit gefunden haben. Dieses Buch bietet eine Auseinandersetzung mit dem Denken des ägyptischen Literaturwissenschaftlers und Reformtheologen Nassr Hamid Abbu Zaid, der wegen eines Apostasie-Vorwurfs zwangsweise geschieden wurde und 1995 ins niederländische Exil fliehen musste. Kermani hat ihn während seines Studiums in Kairo kennengelernt. Später schrieb er, Abu Zaid hätte ihn „auf ein Gleis gesetzt“ (Kermani 2011, 1162). Durch ihn – und dessen literaturwissenschaftliche Grundlegung einer aufgeklärten Koranwissenschaft – habe er verstanden, dass der Koran nicht in erster Linie ein Buch sei, das man aufschlägt und liest, in welchem Rat gesucht

werde, sondern eine Offenbarung, die sich vor allem als ästhetisches Ereignis vollzieht – im Gesang, in der Stimme des Rezitators, im hörenden Mitvollzug; mit Abu Zaid als Augen- und Ohrenöffner habe er begriffen, dass der Koran gehört, erlebt, genossen werden will. „Nicht weil seine Botschaft so bedeutend oder seine Lehre so erbaulich, sondern weil der Koran so schön sei“ (ebd., 1165), hörten die Kairoer Taxifahrer Koran-Rezitationen auf Kassette statt irgendeiner Musik – erklärten sie Navid Kermani: fast so etwas wie ein ästhetischer Gottesbeweis.

Mit dieser Einsicht, vermittelt durch die Begegnung mit Abu Zaid, hat Kermani auch das Thema seiner Dissertation gefunden: *Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran* (Kermani 1999), die 1999 als islamwissenschaftliche Doktorarbeit in einem großen Publikumsverlag erschien und mittlerweile in 6. Auflage vorliegt: ein wissenschaftlicher Longseller. Dieses zweite Buch begründet den Ruhm des Orientalisten Kermani und ist nicht nur in islamwissenschaftlichen Fachzeitschriften, sondern auch in Literaturwissenschaft und Feuilleton enthusiastisch besprochen worden. Im *Journal für Koranstudien* der Universität Edinburgh 2002 z. B. findet sich das Lob: „Kermani’s work is perhaps one the most important and enlightening books to have been written about the Qur’an in an European language“ (Sperl 2002, 82). Während die westliche Islamwissenschaft den Koran vornehmlich unter philologischen, historischen oder dogmatischen Gesichtspunkten erforscht, entfaltet Kermani hier auch mit Hilfe von Umberto Ecos Thesen zum „offenen Kunstwerk“ (Eco 1977) die Ästhetik der koranischen Offenbarung als Erlebnis ihres Klanges. Mit diesem wissenschaftlichen Werk, das mittlerweile auch in andere Sprachen übersetzt wurde, hat Kermani der westlichen Welt eine wesentliche Dimension islamischer Frömmigkeit und Theologie allererst erschlossen.

Seine Habilitationsschrift von 2005 trägt den Titel *Der Schrecken Gottes* (Kermani 2005). Nach der Schönheit Gottes wendet sich Kermani nun also dem Schrecken Gottes zu, dem, was der Marburger Religionsphänomenologe Rudolf Otto in seiner berühmten Schrift über das *Heilige* das *mysterium tremendum* genannt hat (vgl. Otto 1991, 14ff.) Kermanis *Schrecken Gottes* ist auch in einem Publikumsverlag erschienen und wendet sich der Theodizeefrage zu, also der Frage danach, wie Leiden und Übel in der Welt vereinbar sind mit der Annahme, Gott sei gut und allmächtig. Wiederum macht Kermani uns mit einer bedeutenden Schrift der islamischen Tradition bekannt: „Über das Leiden“ des persischen Gelehrten und Sufi Farid ad-Din Attar aus dem 13. Jahrhundert, der ein wichtiger Lehrer des berühmten persischen Dichters und Mystikers Rumi war. Besonders beeindruckend an diesem Buch ist, wie Kermani die islamische Tradition der Theodizee sowohl mit der christlich-jüdischen Lesart von Hiob wie auch mit der europäischen Tradition der Aufklärung von Leibniz, Kant bis zu Georg Büchner ins Gespräch bringt.

Kermanis religionswissenschaftliches Interesse gilt stets den aus Sicht anderer Religionen verblüffenden Gemeinsamkeiten der drei monotheistischen Religionen – ebenso wie auch ihren spezifischen Differenzen – die bei Kermani leidenschaftlich diskutiert werden. Das trifft vor allem für sein bis heute vielleicht bekanntestes religionsvergleichendes Buch *Ungläubiges Staunen. Über das Christentum zu* (Kermani 2015), in dem er sich mit dem christlichen Glauben anhand der Interpretation von Kirchenmalerei auseinandersetzt. „Ungläubig“ meint hier den Blick eines Muslim auf die Kunst einer verwandten, aber im Detail eben doch anderen Religion; „Staunen“: die Unvoreingenommenheit seiner ästhetischen Einstellung, welche sich von der Darstellung christlicher Glaubensinhalte befremden wie auch faszinieren lässt. Erst die christliche Kunst ist es, die ihn

verstehen lässt, dass man auch an das Kreuz glauben könne. In diesem vielgelesenen Buch scheint es, als wollte Navid Kermani auch die Christen von einem ästhetischen Gottesbeweis überzeugen.

Meine Damen und Herren, das war ein Ausschnitt der wissenschaftlichen Verdienste des heute zu Lobenden allein als Islamwissenschaftler. Ich schulde Ihnen aber noch ganz rasch drei weitere Facetten seiner bemerkenswert vielfältigen Autorschaft:

Navid Kermani als Schriftsteller und Philologe

Ich darf hier nicht über Navid Kermanis literarisches Werk sprechen, wiewohl es mich reizte als Literaturwissenschaftler. Aber das musste ich der Kommission versprechen: kein Wort zu dem wichtigsten Siegen-Roman der Literaturgeschichte *Große Liebe* (Kermani 2014). Aber was ich sagen kann: Sein ganzes Werk – vom religionswissenschaftlichen bis hin zum literarischen – ist durchzogen von äußerst inspirierten, häufig philologischen Lektüren vor allem deutschsprachiger Literatur. Seine Begeisterung für Hölderlin und Jean Paul überträgt sich auf Hörer wie Leser seiner Frankfurter Poetikvorlesungen von 2010 (Kermani 2012), seine gesammelten literaturwissenschaftlichen Essays zu Kleist, Kafka, Wagner, Goethe, Lessing und Brecht aus dem Band *Zwischen Koran und Kafka* (Kermani 2014) – 2014 erschienen und mittlerweile in der 6. Auflage – gehören zu den meistbeachteten literaturwissenschaftlichen Büchern der letzten Jahre. Wir Literaturwissenschaftler, deren Forschungen zumeist gar nicht mehr in Buchform erscheinen, sondern bei denen nur *clicks* und *views* im Netz gezählt werden, sind sehr neidisch auf solche Beachtung. Bei Navid Kermani selbst kann man lernen, warum seine Philologie – wörtlich ja die „Liebe zum Wort“ – gar nicht im Gegensatz zu seinem islamwissenschaftlichen Werk steht,

sondern es vielmehr fortsetzt: Der Philologe Kermani steht damit in der besten Tradition muslimischer Theologen, die – aufgrund der Schönheit der koranischen Offenbarung – zwingend immer auch Experten für Poesie, Phonetik und Gesang sein müssen.

Facette seiner Autorschaft: Navid Kermani als Reise-Reporter

Auch mit seinen Reportagen (vgl. u.v.a. Kermani 2013, ders. 2015, ders. 2018) – nicht nur, aber zuletzt wieder besonders nachdrücklich von den Kriegsschauplätzen und Krisengebieten dieser Welt – steht Navid Kermani in einer großen Tradition deutscher Reportage-Literatur, die von Heinrich Heines Reiseberichten bis hin zur journalistischen Porträtkunst einer Gabriele Goettle (vgl. u. a. Goettle 1994) reicht. Über ihre sprachliche Meisterschaft hinaus leisten diese Reportagen – vielleicht sind es die am meisten rezipierten Arbeiten Navid Kermanis überhaupt – einen eminent aufklärerischen Dienst für unsere Öffentlichkeit. Und zwar insofern, als sie der Macht der Bilder aus Kriegs- und Krisengebieten einen literarischen Text entgegenhalten, dessen wichtigstes Stilmittel der nacherzählte Dialog ist. Der Reisende will vor allem die Vielstimmigkeit der Betroffenen vor Ort zur Geltung bringen. Eine Vielstimmigkeit der Realität, die mittels Fotografie und der Bewegtbilder unseres allabendlichen Krisen-Fernsehens nicht darstellbar ist. Und natürlich schreibt man auch kompetenter über die Migrationsschicksale unserer Tage, wenn man – wie Navid Kermani – Persisch und Arabisch beherrscht und nicht nur über, sondern auch mit den Betroffenen sprechen kann. Auch das ist eine bedeutende Facette seiner Autorschaft: Ein deutscher Schriftsteller stellt seine Vielsprachigkeit in den Dienst unserer Aufklärung über die Welt.

Navid Kermani als Redner und öffentlicher Intellektueller

Es ist ein Glück, dass Navid Kermani schon viele Preise und Auszeichnungen erhalten hat: Denn häufig waren es seine Dankesreden, die ihm Gelegenheit gaben, uns als öffentlicher Redner zu erfreuen, zu belehren, zu bewegen. Ich nenne hier exemplarisch nur seine beiden berühmtesten Reden, die unter dem Titel „Reden für die Freiheit“ (Kermani 2015) auch als Audio-CD vertrieben werden: die Rede „Zum 65. Jahrestag der Verkündung des Grundgesetzes“ 2014, in der Navid Kermani unser Grundgesetz als „bemerkenswert schönen Text“ (Kermani 2019, 159) feiert und seinen Dank an Deutschland auch im Namen der durch diesen Verfassungstext geschützten Minderheiten ausspricht. Diese Rede schließt mit dem Appell, das Grundrecht auf Asyl für politisch Verfolgte aus Syrien und von anderswo zu bewahren. Wer weiß: Vielleicht klang Angela Merkel nur ein Jahr später, 2015, als Tausende syrischer Kriegsflüchtlinge am Budapester Bahnhof gestrandet waren, noch diese Rede im Ohr!

Oder Navid Kermanis Rede zum Dank für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels von 2015, in der er uns die Geschichte des christlichen Pater Mourad erzählt, der in Syrien von islamistischen Terroristen entführt und von Muslimen wieder befreit wird (Kermani 2019, 193ff.).

Meine Damen und Herren, nennen Sie mir einen anderen zeitgenössischen deutschsprachigen Redner – ganz gleich ob Politiker, Intellektueller oder Geistlicher – dessen Reden nicht nur nachgedruckt, sondern auch nachgehört werden! Weil ihr Wort auch als gesprochenes, vor allem als gehörtes Geltung und Nachhall beansprucht. Mir fällt niemand ein. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass die öffentliche Beredsamkeit von Navid Kermani hierzulande das Interesse an Rhetorik und die Einsicht in die Kraft ihrer Wirksamkeit wiederbelebt hat. Das bedeutet schon etwas

in der – nicht zu Unrecht – pathossensiblen Bundesrepublik. Ich werte es jedenfalls als curricularen Fortschritt, dass Navid Kermanis Reden mittlerweile auch Abiturstoff in verschiedenen deutschen Bundesländern gewesen sind. Vielleicht bedurfte es ja eines öffentlichen Intellektuellen, der nicht nur in der deutschen Literatur, sondern zugleich als schiitischer Muslim in der jahrhundertealten Tradition der Prediger von Ghom sozialisiert ist, um unsere Bundesrepublik wieder von der Macht des gesprochenen Wortes zu überzeugen.

Meine Damen und Herren, dies alles sind Gründe, warum es ein Leichtes ist, Navid Kermani zu loben.

Was unsere Kommission aber des Weiteren feststellen muss: Es ist auch verdammt schwer, Navid Kermani zu loben.

Denn all das Gesagte ist doch schon vielfach gesagt! Wie oft ist das Lied seines Ruhmes bereits gesungen? Von Ministern, Notablen und Exzellenzen vieler Herren Bundesländer und Institutionen. Alles scheint gesagt – und das von Vielen.

Was könnte dem die fünfzig Jahre junge, inzwischen mittelgroße Universität seiner Heimatstadt noch hinzufügen, einer Stadt, die hinter sich gelassen zu haben Navid Kermani niemals verleugnet hat. Im Gegenteil: Er hat sein Urteil über Siegen häufig mit einer kleinen aufklärerischen Pointe verbunden:

Ich selbst merke, daß ich immer seltener gefragt werde, wann ich denn zurückgehen werde in meine Heimat. Ich fand die Frage gar nicht diskriminierend. Ich fand die Frage vor allem kurios. Zurück – das wäre in meinem Fall Siegen in Südwestfalen, und dorthin möchte ich wirklich nicht zurück. (Kermani 2009, 57)

Und doch bleibt dieses Siegen für immer seine Heimatstadt. Das weiß auch der Erzähler aus Navid Kermanis monumentalem Roman *Dein Name*, der im Roman u. a. auch Navid Kermani heißt und der von sich und Siegen sagt:

An diesem mausgrauen Ort auf ein paar hilflosen Hügeln [...] reichen seine Wurzeln am tiefsten, gesteht er sich ein, nicht in Isfahan, nicht in Köln, sondern Sturheit und Schweigsamkeit, Pietismus und Provinz. (Kermani 2011, 403)

Und wenn das so ist, dann darf gefragt werden, welche Prägungen Navid Kermanis Autorschaft in all ihren Facetten – von so vielen gerühmt und gepriesen – hier in seiner Heimatstadt erfahren hat. Zu nennen wären mithin die Namen von Menschen und Institutionen, die ihren Anteil haben. Navid Kermani selbst hat sie beschrieben oder von ihnen erzählt – hier seien sie ehrenhalber versammelt –, weil Navid Kermanis Autorschaft, so wie wir sie kennen, nicht denkbar wäre ohne sie:

Zu nennen sind hier (ohne Anspruch auf Vollständigkeit):

Volker Eckhardt, der Schulleiter des Gymnasiums am Rosterberg, der ihm ermöglichte, in Siegen Abitur zu machen, obwohl der missgünstige Schulleiter, der Navid Kermani vom Fürst-Johann-Moritz Gymnasium verwiesen hatte, alle anderen Schulleiter zu agitieren versuchte: „Allein um dem eins auszuwischen,nehm ich ‚den Navétt‘ erst recht...“, sagte der Eckhardt. Die Geschichte kennen Sie wahrscheinlich ... (Kermani 2019, 172ff.).

Zu nennen wäre auch sein Redakteur bei der *Westfälischen Rundschau*, *Wolfgang Thomas*, der schon dem Schüler Navid Kermani das journalistische Handwerk beibrachte und beispielsweise das Vertrauen schenkte, Udo Lindenberg zu interviewen (Kermani 2019).

Oder der legendäre Buchhändler *Horst Ablas* aus der Weidenauer „Bücherkiste“, aus der die Familie Kermani ihre Hausbibliothek bestückte.

Womit wir zur Familie kommen, deren Anteil am Werk des jüngsten Sohnes viel zu selten gewürdigt wird:

Vom *Vater* – Radiologe im St. Marien-Krankenhaus und Navids wichtigster religiöser Lehrer – wissen wir u. a., dass er sich nach dem Studium in Erlangen in den 1950er Jahren von eifrigen Krankenhaus-Werbern davon überzeugen ließ, nach Siegen zu gehen, um Westdeutschland beim Wiederaufbau zu helfen. So kam es, dass Navid in Siegen geboren wurde.

Und wer spricht von seinen *drei älteren Brüdern*, die alle folgsam dem elterlichen Wunsch entsprochen haben und Ärzte geworden sind – wie der Vater? Und damit dem jüngsten Bruder Navid innerfamiliär womöglich erst jene Aufsässigkeit gestatteten, die ihn zu einem der zornigsten *public intellectuals* unserer Zeit hat werden lassen.

Wer spricht von seiner *Mutter*, die wahrscheinlich seine Liebe zur Literatur geprägt hat? – die selbst im Iran der frühen 1950er ein Studium der Literatur begonnen hatte, das sie zugunsten von Ehe, Familie, Migration nach Deutschland aufgeben musste – ein ewiger Traum. Spät ist sie dann selbst zur Autorin geworden.

Und wer schließlich erwähnt seinen *Großvater mütterlicherseits* – Herrn Schahfizadeh? – für Navid Kermani ein entscheidendes Vorbild in interreligiöser und interkultureller Toleranz. Und das hat entscheidend mit Siegen zu tun.

Denn als Herr Schahfizadeh gemeinsam mit seiner Frau Siegen 1963 erstmals besuchte, war er so voll der Bewunderung für den Zustand der Verkehrsbetriebe Westfalen Süd, von der Pünktlichkeit ihrer Busse, vom praktischen Monatsticket, von der Höflichkeit der Mitreisenden, dass er nach seiner Rückkunft nach Isfahan davon seinem religiösen Lehrer, Großajatollah Milani, erzählen musste.

Und er erzählte auch vom Zustand der Siegener Krankenhäuser, vom Stand der dortigen Wissenschaft, er lobte die Bürgersteige, die Ampeln, die Gerichte und ihre Unbestechlichkeit, die Reinlichkeit, die Meinungsfreiheit, die dort im Land der Franken herrsche, und die Demokratie, die jedem Menschen, gleich ob Mann oder Frau, alt oder jung, behindert oder unversehrt, gleich welcher Hautfarbe, die Würde beließe – ganz so wie es dem Propheten und all seinen Imamen immer vorgeschwebt habe. Im Gegensatz zu dem in vieler Hinsicht beklagenswerten Zustand hier in Isfahan. Erst die christliche Gesellschaft, die er dort in Siegen vorgefunden hätte, verwirkliche den Geist und die Seele der heiligen islamischen Lehren.

Daraufhin habe ihn der Großajatollah gefragt, was er glaube, was zu tun sei, um diesen beklagenswerten Zustand zu beenden.

„*Euer Ehrwürden*“, so antwortete Herr Schafizadeh, Navid Kermanis Großvater: „*Euer Ehrwürden könnten Stipendien vergeben, damit Ihre Schüler und andere muslimische Gelehrte das Land der Franken bereisen*“ (Kermani 2011, 891), wo so viel Bedeutsames zu lernen sei auch für das Zusammenleben hier und anderenorts.

Auch wenn daraus nichts wurde – der Pilgerreise der Isfahaner Muslime ins Land der Franken – mag man in diesem Städtelob für Siegen und dem Zeugnis einer emphatischen interreligiösen Lernbereitschaft auch eine Keimzelle für Navid Kermanis Wesen und sein vielgestaltiges Werk erkennen, das hier zu rühmen war.

Es ehrt und schmückt auch uns, hochverehrter Navid Kermani, dass Sie heute die Ehrendoktorwürde der Universität Ihrer Heimatstadt entgegennehmen.

Literatur

Eco, Umberto (1977): *Das offene Kunstwerk*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Goettle, Gabriele (1994): *Deutsche Bräuche. Ermittlungen zwischen Ost und West. Mit Photographien von Elisabeth Kmölniger*. Frankfurt a. M.: Eichborn Verlag.
- Kermani, Navid (2019): Zum 65. Jahrestag der Verkündung des Grundgesetzes. Berlin, 23. Mai 2014. In: Ders., *Morgen ist da. Reden* (S. 159). München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2019): Zum Dank für den Joseph-Breitbach-Preis. Koblenz, 19. September 2014. In: Ders., *Morgen ist da. Reden* (S. 168–185). München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2019): Zum Dank für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Frankfurt a. M., 18. Oktober 2015. In: Ders., *Morgen ist da. Reden* (S. 193–211). München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2019): *Journalist und Schriftsteller. Im Gespräch mit Nicole Köster* (SWR 1 v. 10. Dezember 2019).
- Kermani, Navid (2018): *Entlang den Gräben. Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan*. München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2015): *Ungläubiges Staunen. Über das Christentum*. München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2015): *Einbruch der Wirklichkeit. Auf dem Flüchtlingstreck durch Europa*. München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2015): *Reden für die Freiheit* (2 audio-cd). Berlin: Parlando.
- Kermani, Navid (2014): *Große Liebe*. München: Hanser Verlag.
- Kermani, Navid (2014): *Zwischen Koran und Kafka. Westöstliche Erkundungen*. München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2013): *Ausnahmezustand. Reisen in eine beunruhigte Welt*. München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2012): *Über den Zufall. Jean Paul, Hölderlin und der Roman, den ich schreibe. Frankfurter Poetikvorlesungen*. München: Hanser Verlag.
- Kermani, Navid (2011): *Dein Name*. München: Hanser Verlag.
- Kermani, Navid (2009): *Wer ist wir? Deutschland und seine Muslime*. München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (2005): *Der Schrecken Gottes. Attar, Hiob und die metaphysische Revolte*. München: C. H. Beck.

- Kermani, Navid (1999): *Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran*. München: C. H. Beck.
- Kermani, Navid (1996): *Offenbarung als Kommunikation: das Konzept wahy in Naṣr Hāmid Abū-Zayds Maḥmūm an-naṣṣ*. Frankfurt/New York et al.: Peter Lang Verlag.
- Otto, Rudolf (1991): *Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen* (zuerst: 1917). München: C. H. Beck.
- Sperl, Stefan (2002): Book review *Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran*. In: *Journal of Qur'anic Studies* 4 (1), 82–87.



Dr. Dr. h.c. Navid Kermani (2.v.li.) zusammen mit Rektor Prof. Dr. Holger Burckhart (li.), der Ministerin für Kultur und Wissenschaft NRW, Isabel Pfeiffer-Poensgen (re.), und Prof. Dr. Veronika Albrecht-Birkner (Philosophische Fakultät, Ev. Theologie) am 12. Mai 2022

Navid Kermani

Das generische Maskulinum

Am Anfang von Sure 33:35 steht eine lange Aufzählung:

Siehe, die ergebenen Männer und ergebenen Frauen,
Die gläubigen Männer und gläubigen Frauen,
Die gottesfürchtigen Männer und gottesfürchtigen Frauen,
Die wahrhaftigen Männer und wahrhaftigen Frauen,
Die geduldigen Männer und geduldigen Frauen,
Die demütigen Männer und demütigen Frauen,
Die wohltätigen Männer und wohltätigen Frauen,
Die fastenden Männer und fastenden Frauen,
Die Männer und Frauen, die ihre Scham bewahren,
Die Männer und Frauen, die Gottes oft gedenken –
Gott bereitet ihnen Vergebung und großen Lohn.

Die durchgehende Nennung beider Geschlechter liest oder spricht sich seltsam, und zwar nicht nur im Deutschen, sondern erst recht für eine arabische Hörschaft des 7. Jahrhunderts. Denn grammatikalisch bräuchten die Frauen auch im Arabischen nicht eigens aufgeführt zu werden, um dennoch genannt zu sein. Aber warum wiederholt der Koran dann ein ums andere Mal die männliche und weibliche Form, wenn der gleiche Sinngehalt doch knapper auszudrücken wäre? Folgt man der Überlieferung, so hatte sich eine Gruppe von Musliminnen beim Propheten darüber beschwert, dass sich der Koran vor allem an Männer wende. Mohammed hätte den Frauen mit Verweis auf die

arabische Grammatik erklären können, dass sie genauso angesprochen sind, wenn im Koran von Gläubigen oder Gottesfürchtigen die Rede ist. Stattdessen offenbarte Gott ihm ebenjenen Vers, der ostentativ beide Geschlechter anführt.

Auch in unserer öffentlichen Sprache, etwa in den Nachrichten, im Bundestag oder in behördlichen Verlautbarungen, werden für gemischte Personengruppen, sofern nicht ohnehin gegendert wird, seit einiger Zeit fast durchgängig beide Geschlechter genannt. Dabei ist der Grund der gleiche wie im 7. Jahrhundert auf der Arabischen Halbinsel: Wo nur die maskuline Form verwendet wird, fühlen sich weibliche Hörer nicht oder nicht ausreichend gemeint. Soweit ich es überblicke, ist das Deutsche allerdings die einzige Sprache, aus der die geschlechtsneutrale Verwendung maskuliner Substantive und Pronomen ganz verschwinden könnte.

Seinen Regelcharakter hat das generische Maskulinum bereits jetzt eingeübt, wie sich bei der Lektüre älterer Bücher leicht ersehen läßt. Noch in den Siebzigerjahren sprachen deutsche Autorinnen von sich selbst gewöhnlich als Autoren, wo sie nicht ihr Geschlecht herausstellen wollten. Heute würde man selbst dort, wo man in Aufzählungen nicht jedes Mal die weibliche Form hinzufügt, eine einzelne Frau „Autorin“ nennen, obwohl das Wort „Autor“ keinen Hinweis auf das biologische Geschlecht enthält und somit Frauen wie Männer gleichermaßen umfaßt. Das ist sicherlich ein Erfolg der feministischen Linguistik, die den Begriff des generischen Maskulinums in den Achtzigerjahren als Lehnwort aus dem Englischen überhaupt erst im Deutschen etabliert hat. Das heißt, bei dem Ausdruck handelte es sich von Anfang an um einen umstrittenen, man könnte auch sagen: einen Kampfbegriff, der auf die sprachliche Diskriminierung von Frauen hinweisen sollte. Daß vermutlich nur wenige Deutsche das Adjektiv „generisch“ auf Anhieb richtig zu übersetzen wüßten, belastet den Ausdruck

zusätzlich. Anders als in der Biologie bedeutet „generisch“ in der Sprachwissenschaft ja gerade nicht geschlechtlich, es ist nicht etwa ein Adjektiv zu Gender, wie die meisten wohl spontan denken würden; „generisch“ meint das Gegenteil, also wenn eine grammatische Form im verallgemeinernden Sinne gebraucht wird, ohne geschlechtlichen Bezug. Im herkömmlichen Sprachgebrauch würde man eher von neutral oder geschlechtslos sprechen. Generisches Maskulinum hingegen klingt heute an sich schon verdächtig.

Nun waren in jüngster Zeit immer wieder einmal Verzweiflungsrufe deutscher Sprachwissenschaftler zu vernehmen, daß die grammatischen Genera nicht mit dem biologischen Geschlecht zu verwechseln sind, wie sich an vielen Wörtern zeigen läßt; ‚die Waise‘ kann ein Junge und ‚der Liebling‘ eine Frau sein, ‚das Idol‘ ist keine Sache, und das weibliche Personalpronomen „sie“ schließt im Plural beide Geschlechter ein; es handelt sich hierbei um ein generisches Femininum, ohne daß es irgendwem auffiele oder gar ungerecht erschiene. Mit dem Geschlecht haben die grammatischen Genera so wenig zu tun wie der Akkusativ mit der Anklage, nach der er benannt ist (lateinisch *accusare*, anklagen). Sie haben ihre geschlechtliche Bindung nicht etwa im Laufe der Zeit verloren; nein, es ist genau umgekehrt: die Funktion, die sie seit jeher ausübten, wurde erst mit der Entstehung einer grammatischen Wissenschaft unterschiedlichen Geschlechtern zugeordnet, um die Kategorien leichter voneinander zu unterscheiden.

Ebenso bekannt dürften inzwischen die Gegenargumente sein, die genausowenig von der Hand zu weisen sind. Denn ja: Sprache ist niemals neutral, in ihr bilden sich immer auch gesellschaftliche und politische Verhältnisse ab. So ist die Vorstellung eines göttlichen Wesens, die in den Anfängen der Religionsgeschichte häufig noch weiblich konnotiert war, seit Jahrtausenden mit männlichen Pronomina und Attributen belegt, und das ist natürlich keine

himmlische Fügung, sondern Ausdruck einer patriarchal verfaßten Ordnung, wie sie sich überall in der Welt herausgebildet hat. Vor allem aber ist Sprache kein statisches, von ihren Sprechern unabhängiges System. Sie ist nicht nur Sprechen, sie ist auch Hören, und wenn heute anders gehört wird, mit besonderer Sensibilität für geschlechtliche Ungleichheit etwa, verändert sich auch die Sprache. Aus dem Koran erfahren wir, daß arabische Hörerinnen das generische Maskulinum bereits im 7. Jahrhundert als ausgrenzend wahrnahmen; da nimmt es nicht wunder, wenn neuere Untersuchungen erst recht belegen, daß Frauen sich nicht in der gleichen Weise angesprochen fühlen wie Männer, wo etwa in einer Stellenausschreibung Substantive lediglich im Maskulinum verwendet werden.

Ein Sprachwissenschaftler kann noch so häufig darauf verweisen, daß etwa ein Wort wie „Leser“ ein Gattungsbegriff ist und man genau genommen von männlichen Lesern sprechen müßte, wenn ausschließlich Männer gemeint sind – sobald niemand mehr im Wort „Leser“ auch die Leserinnen hört, hat der Wissenschaftler allenfalls sprachgeschichtlich recht. Die Redaktion des Dudens hat der Entwicklung, die sich abzeichnet, bereits vorgegriffen und das generische Maskulinum offiziell gestrichen: Ein Mieter ist demnach ausschließlich eine „männliche Person, die etwas gemietet hat“. Und dennoch gebrauche ich selbst Wörter wie Leser und Hörer weiterhin geschlechtsneutral, füge also anders als ein heutiger Nachrichtensprecher nicht jedes Mal auch die weibliche Form hinzu. Warum?

Ich komme noch einmal zurück zum Wort Gott: Sosehr sie verdrängt wurde und wird, hat sich die Weiblichkeit Gottes in den Religionen auf die eine oder andere Weise bewahrt, in der Mystik, in der Volksfrömmigkeit und erst recht in der Kunst. Das gilt sogar für den Monotheismus, der nicht zugleich männliche und weibliche Gottheiten zuläßt und auch keine göttlichen Zwitterwesen wie im Hin-

duismus. In der Bibel wird die Weisheit, die Sophia, als eine von Gott abstammende, aber doch unabhängige und eben weibliche Person verehrt, als seine Braut, und im rabbinischen Judentum und in der Kabbala trägt Gott selbst in Gestalt der Schechina, seiner „Einwohnung“ auf Erden, weibliche Züge. Das Christentum, das Gott in einem Mann inkarniert sieht, heiligt in der Orthodoxie und im Katholizismus zugleich die Gottesmutter: richtigerweise hat die analytische Psychologie seit C. G. Jung in der Marienverehrung ein Mittel der Volksfrömmigkeit erkannt, das männlich verfaßte Gottesbild der Kirche auszugleichen. Im Islam nun ist das wichtigste und häufigste Attribut Gottes, die *rahma* oder Barmherzigkeit, eindeutig weiblich konnotiert, schon weil es sich von *rahim* ableitet, Gebärmutter. Die islamische Mystik, die sich nicht zuletzt in der Begegnung mit den asiatischen Religionen entwickelt hat, schreibt Gott denn auch gleichermaßen männliche und weibliche Eigenschaften zu. Wenn aber Gott Mann und Frau ist, dann ist es auch der Mensch, und zwar jeder Mensch. Denn in jedem Menschen bildet sich die göttliche Wirklichkeit ab.

Natürlich ist damit keine biologische Wirklichkeit gemeint, obwohl es bekanntermaßen Kinder gibt, deren Geschlecht nicht eindeutig zu identifizieren ist. Wohl alle Kulturen haben ein Verständnis dafür entwickelt, daß sich die menschliche Psyche aus unterschiedlichen und eben auch widersprüchlichen Elementen zusammensetzt, die eher dem Männlichen oder dem Weiblichen zugeordnet werden. Als Ideal gilt seit je, beide Wirkkräfte in ein Gleichgewicht zu bringen und sich produktiv ergänzen zu lassen, etwa das Yin und Yang in der chinesischen Philosophie oder Animus und Anima in Jungs analytischer Psychologie. In der widersprüchlichen Erfahrung des Göttlichen als furchteinflößend und anziehend zugleich spiegelt sich diese Dualität der Seele: *mysterium tremendum* und *mysterium fascinosum* bei Rudolf Otto, die Erhabenheit und Schönheit Gottes im

Islam, die Kontraktion und Expansion der Mystik, das Einatmen und Ausatmen bei Goethe.

Deshalb erlebe ich die Öffnung und Erweiterung sexueller Bestimmungen, die der Feminismus begonnen hat und die heute die Queer-Bewegung überall in der westlichen Welt propagiert, nicht nur als eine soziale Befreiung. Auch wenn es nicht allen Akteuren bewußt ist oder gar dringlich erscheint, liegt in den vielfältigen Übergängen, Überschneidungen und Ambivalenzen eine grundlegende religionspsychologische und anthropologische Wahrheit. Im übrigen kann ich mir bei aller zugegebenen Voreingenommenheit nicht vorstellen, daß irgendwer auf der Welt mehr von der Frauenbewegung profitiert hat als ich selbst. Denn nur eine Generation früher geboren, wäre ich um die größte Bereicherung meines Lebens gebracht worden, nämlich meine beiden Kinder als gleichberechtigter Vater erziehen zu dürfen, mit all den Zärtlichkeiten und Verpflichtungen, Sorgen und Glücksmomenten einer Mütterlichkeit, die jeder Mensch in sich trägt, Mann oder Frau. Unsere Väter haben ungleich weniger Zeit mit ihren Kindern verbracht, und jedenfalls mein Vater hat mich zwar anfangs belächelt, wenn ich mit dem Baby vorm Bauch in die Tür trat oder er mich beim Wickeln antraf; aber gegen Ende seines Lebens bedauerte er zutiefst, daß eine solche Innigkeit für einen Mann seiner Generation noch undenkbar gewesen war, im Iran genauso wie in Deutschland.

Wir sind nicht eindeutig, niemand von uns, weder ethnisch noch kulturell, weder psychologisch noch geschlechtlich, und eine konsequente, ausschließliche Männlichkeit hat sich in der Weltgeschichte ebenso wie in der Geschichte der Religionen ein ums andere Mal als toxisch erwiesen. Bezeichnenderweise hat Theodor W. Adorno nicht etwa Identität zum utopischen Motiv erhoben, also das Einssein eines Wesens mit seinen äußeren Zuschreibungen, sondern das Nicht-Identische – wo also etwas oder jemand nicht

aufgeht in den Begriffen, die von ihm gemacht werden. Identitätspolitik, die Menschen auf bestimmte geschlechtliche oder ethnische Merkmale festlegt und sie einer vermeintlich homogenen Gruppe zuordnet, war immer schon Terror und ist es auch in ihren heutigen Ausformungen geblieben, ob links oder rechts, ob religiös oder nationalistisch, ob rückwärtsgewandt oder emanzipatorisch gemeint, und häufig genug mündet sie in physische Gewalt.

Sprache jedoch kategorisiert, das ist ihre Natur als Zeichensystem; das heißt, sie ordnet die vielfältige, ambivalente, in ihrer Komplexität letztlich unendliche Erfahrungswelt einer notwendig begrenzten Anzahl von Begriffen zu. Sie sagt „Liebe“, obwohl jeder weiß, daß mit dem Wort allein noch gar nichts gesagt ist, weil das Gemeinte so unterschiedlich und sogar vollends gegensätzlich sein kann. Sie sagt „Wurzel“ und faßt damit nicht nur eine kaum zu übersehende biologische Vielfalt unter einen Begriff, sondern in der Übertragung zusätzlich alle möglichen weiteren Bedeutungsgehalte. Sprache trennt das eine vom anderen, den Stuhl vom Tisch, den Verstand vom Gefühl, die Trauer vom Glück, obwohl wir aus der Physik, aus der Psychologie und erst recht aus der Mystik wissen, daß alles mit allem durch ein endloses Beziehungsgeflecht verbunden ist. Sprache ist, nein, sie muß pragmatisch sein, sonst wären keine Verabredungen möglich, keine gesellschaftliche Ordnung, weder Theorien noch Skatabende. Sprache sagt Mann und Frau, obwohl alle Weisheitslehren auf die eine oder andere Weise die Einsicht bereithalten, daß keine menschliche Natur und schon gar nicht unsere Sexualität in eine starre geschlechtliche Dichotomie paßt. Damit läuft Sprache stets Gefahr, in ihrer notwendigen Vereinfachung Komplexität zu reduzieren, Zustände zu zementieren oder mit biologischen Wirklichkeiten verwechselt zu werden. Sie birgt die Gefahr, daß diejenigen, die unter einer bestimmten Zuschreibung zusammengefaßt werden, sagen wir: Juden, Deutsche,

Schwarze, Asiaten, Schwule, Orientalen, Männer, Frauen, Transsexuelle, in eine einzelne Identität gezwungen werden.

Keine Sprache der Welt nennt jedes Mal alle Geschlechter, wenn von einer gemischten Personengruppe die Rede ist, das wäre für die Alltagssprache zu umständlich und für die Poesie zu sperrig. Das brauchen die Sprachen auch nicht, weil sie das Gesagte und das Gemeinte nicht eins zu eins codieren. Sie sind, so formuliert es der Sprachwissenschaftler Olav Hackstein, „tendenziell ökonomische Kommunikationssysteme“, die durch Implizitheit gekennzeichnet sind: Jeder Hörer versteht, was gemeint ist, obwohl es so eindeutig keineswegs gesagt ist. Sprache funktioniert also auch und gerade durch das, was nicht gesagt, aber von den Hörern mitgedacht wird. Um Eindeutigkeit herzustellen, ist ihr Zweck zu pragmatisch und sind ihre Mittel allzu begrenzt.

Neben allen sprachlichen und ästhetischen Gründen ist das auch der Grund, warum ich das Gendern nicht etwa als emanzipatorisch wahrnehme, sondern als eine geistige wie politische Regression. Geschlechtszuschreibungen gehen nicht in zwei, sie gehen aber auch nicht in siebenundzwanzig Kategorien auf. Zu meinen, man könne mittels der Sprache jederzeit jedem Angesprochenen gerecht werden, verkennt nicht nur ihr Wesen; es legt die Angesprochenen überhaupt erst fest auf eine Identität. Die Vielfalt, die Ambivalenz, die Widersprüchlichkeit der menschlichen Natur und ihrer Wahrnehmung auszudrücken ist nicht Aufgabe unserer Alltagssprache, und schon gar nicht ist es die Aufgabe irgendeiner behördlichen oder akademischen Instanz – das ist Aufgabe und sogar Daseinszweck der Literatur, der Musik, der Kunst: eine Unmöglichkeit, die auf erstaunlichste Weise dennoch immer wieder gelingt. Ein Schriftsteller wie Proust vermag alle Schattierungen und Paradoxien menschlichen Begehrens auf einer einzigen Seite zu fassen. Kleist setzt Liebe und Haß in eins, Beckett findet für das

Verstummen Worte, Simone Weil denkt bei Gott zugleich an das Nichts. Literatur breitet nicht lang und breit aus, was in der Alltagssprache bündig formuliert werden könnte. Im Gegenteil, sie schafft bewußt Lücken, durch die die Einbildungskraft des Lesers ins Werk gezogen wird.

Nun spreche ich mit dem Persischen und dem Englischen zwei Sprachen, die bei Substantiven ohne grammatisches Geschlecht auskommen. Schreibt es sich in ihnen besser? Zwar ist es ein Trugschluß, daß sich aus der sprachlichen Gleichheit der Geschlechter reale soziale Gleichheit ergibt, sonst müßte es in der Türkei oder in Iran anders zugehen. Sprache ist ein Ausdruck von Wirklichkeit, auch von sozialer Wirklichkeit und gegebenenfalls Ungleichheit, aber sie ist kein Instrument, um die Wirklichkeit zu verändern. Außer in totalitären Systemen verändert sich die Sprache von selbst mit der Wirklichkeit mit.

Für die Literatur liegt in der Uneindeutigkeit von Geschlechterzuschreibungen allerdings ein enormer Vorteil. Die homoerotische Dichtung Persiens etwa lebt eben davon, daß sie offenlassen kann, ob es sich im Einzelfall um den oder die Geliebte handelt. Aus der biographischen Literatur wissen wir zwar, daß sich die großen Liebesgedichte Rumis an einen Mann richteten (genauso übrigens wie die meisten Sonette Shakespeares). Gleichwohl konnten die Leser und politischen Autoritäten über Jahrhunderte hinweg und noch im heutigen Iran so tun, als wäre eine Frau angesprochen. Und gewiß hat Rumi seine Gedichte in ebendiesem allgemeingültigen Sinne gemeint, daß die Liebe nicht auf eine bestimmte geschlechtliche Konstellation gemünzt war, zumal er mit der irdischen Liebe zugleich auch die Liebe zwischen Gott und Mensch besang, zwischen Schöpfer und Geschöpf.

Etwas Vergleichbares habe ich erlebt, als ich 15- oder 16-jährig die Platten von Rio Reiser hörte. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, daß Rio Reiser schwul war und seine

Verse, seine Sehnsucht, sein Begehren sich auf einen Mann bezogen. Im Siegerland der frühen Achtzigerjahre gab es keine Schwulen, keine Lesben – Homosexualität war für Jugendliche wie mich nicht etwa verpönt, sie war einfach nicht existent. Erst im Rückblick kann ich vermuten, wer von meinen Mitschülern eine andere sexuelle Neigung hatte als die anderen, und ich kann mir ausmalen, wie sehr sie unter der Tabuisierung gelitten haben müssen. Als ich in der Oberstufe erfuhr, daß ausgerechnet mein liebster deutscher Rocksänger einen Mann liebte, hat es – das weiß ich noch genau – klick gemacht in meinem Kopf: Mann, Frau, völlig egal, dachte ich – solche Liebe kann nicht falsch sein, die Rio Reiser besingt. Möge er in Frieden ruhen.

Nun kennt das Du, mit dem Rio Reiser sich an seine Liebe wandte, kein Geschlecht. Wenn ich hingegen in einem Roman über die Liebe schreibe, verfluche ich die deutsche Grammatik gelegentlich. Denn sie zwingt mich, das Geschlecht des oder der Geliebten offenzulegen. Für die Einbildungskraft des Lesers bliebe ungleich mehr Raum, wenn er nicht wüßte, wohin im Einzelfall die Liebe der Ich-Erzählerin ausschlägt. Daß heute der bloße Umstand anstößig geworden ist, sich als Mann in eine Frau hineinzuversetzen, sollte dabei erst recht motivieren, auf dem Nicht-Identischen zu beharren, das jedem künstlerischen Akt inhärent ist.

Andererseits läßt die deutsche Sprache Nuancierungen zu, die im Englischen und Persischen nicht möglich wären. Ich kann geschlechtliche Bestimmungen kenntlich machen, aber dank des generischen Maskulinums auch dort verschwinden lassen, wo sie ohne Bedeutung sind. Wenn ich etwa eine Mail an meine Freunde verschicke, um sie zu meinem Geburtstag einzuladen, dann rede ich sie bewußt nicht als Freundinnen und Freunde an. Das Wort „Freundin“ hätte, von einem Mann geschrieben, eine ungewünschte, am Ende sogar erotische Konnotation, die mir

im Zusammenhang einer Geburtstags Einladung unpassend erschiene. Wenn ich hingegen als Dozent eine Mail schreibe, rede ich meine Studenten durchgehend als „liebe Studenten und Studentinnen“ an – obwohl die Studentinnen nicht in ihrer Eigenschaft als Frauen an meinem Seminar teilnehmen. Niemand würde aus meiner Anrede schließen, daß mich ihr Geschlecht besonders interessiert, eher ist es umgekehrt: Heutige Studentinnen könnten es als Affront oder Zurückweisung verstehen, wenn ich auf dem generischen Maskulinum beharrte. Da ich mich nicht dazu entschließen kann, das üblich gewordene, semantisch jedoch falsche und dazu unschöne Partizip „Studierende“ zu verwenden, ist es also notwendig, beide Geschlechter zu nennen. Eigens die Studentinnen anzusprechen, obwohl sie sprachlich als Studenten mitgemeint sind, ist für mich ein Akt ebenso selbstverständlicher wie auch schöner, das Leben bereichernder Höflichkeit.

Sprache, Kultur, Zivilisation, sie bestehen nicht nur aus Notwendigkeiten. Sie bestehen auch aus dem, was der Regel nach überflüssig wäre. Dichtung zumal konstituiert sich auch aus Regelbrüchen. Die deutsche Sprache und wahrscheinlich alle Sprachen, die ein grammatisches Geschlecht kennen, erlauben Betonungen, Halbtöne und vielerlei Abweichungen von der grammatischen Norm, ohne die ich mir mein literarisches Schreiben gar nicht mehr vorstellen kann. Die Möglichkeit, ein Substantiv zu verweiblichen, aber es je nach Kontext auch nicht verweiblichen zu müssen, erweitert zudem die melodische und rhythmische Variabilität, sie ermöglicht Parallelismen dort, wo der Hauptstamm mehrerer Wörter unterschiedlich ist.

Aber die weibliche Endung – egal, wie ich ihre Anwendung variere – ist nicht nur ein literarischer Wertstoff. Sie ist auch ein semantischer Gewinn. Bleiben wir bei der Alltagssprache: Ich kann von einer Kollegin als bedeutendstem Autor der deutschen Gegenwartsliteratur sprechen.

Ich kann sie aber auch als die bedeutendste Autorin der deutschen Gegenwartsliteratur bezeichnen. Beides ist möglich, aber der Sinn ist jeweils ein anderer, wie sich sofort erschließt. Das generische Maskulinum erlaubt es, sich knapper und dabei doch präziser auszudrücken; ohne es müßte ich im Superlativ von der Kollegin als der bedeutendsten aller Autoren und Autorinnen der deutschen Gegenwartsliteratur sprechen. Sprache aber, die Sprache unserer täglichen Kommunikation, ist pragmatisch, und so neigen Sprachentwicklungen in der Regel zur Vereinfachung. Deshalb glaube ich auch nicht, daß sich das Gendern in der mündlichen Sprache durchsetzen wird. Nicht nur fehlt die Akzeptanz außerhalb eines begrenzten, entgegen seiner Selbstwahrnehmung außerordentlich homogenen Milieus; das Gendern ist schlicht zu umständlich, kompliziert und unmelodisch, um sich im Alltag durchzusetzen, geschweige denn in der literarischen Sprache. Allenfalls wird sich das Sternchen im Verwaltungsdeutsch und der Glottisschlag als Distinktionsmerkmal der höher gebildeten, sozial bessergestellten Schichten behaupten.

Was jedoch wahrscheinlich aus der deutschen Sprache verschwinden wird, ist das generische Maskulinum. Wie gesagt, Sprache ist nicht Motor, aber doch Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklungen, und sprachliche Gleichheit zwischen den Geschlechtern scheint ein weithin empfundenen Anliegen zu sein. Als Schriftsteller kann ich den Verlust bedauern, ich kann darauf hinweisen, daß gerade der Verzicht auf eine geschlechtsneutrale Verwendung von Wörtern die Sexualisierung der Sprache befördert, ich kann mich gegen das Verschwinden des generischen Maskulinums stemmen; aber zugleich möchte ich natürlich vermeiden, daß meine Sprache als unhöflich empfunden oder gar mit einer konservativen gesellschaftspolitischen Botschaft verbunden wird, die althergebrachte Geschlechterrollen affirmiert. Wenn Sprache nicht nur Sprechen, sondern auch

Hören ist, kann ich nicht ignorieren, daß insbesondere jüngere Hörer oder eben Hörerinnen das generische Maskulinum nicht mehr kennen, weil es ihnen der Deutschunterricht nicht vermittelt. Also bleibt mir nur zu hoffen, daß die geschlechtsneutrale Verwendung männlicher Substantive und Pronomen wenigstens in meiner Lebenszeit noch nicht als Provokation mißverstanden und also ins Gegenteil verkehrt wird. Wenn eine männliche grammatische Form die geschlechtliche Identität gerade nicht mehr überginge, sondern im Gegenteil überbetonte, wäre das generische Maskulinum endgültig tot.

Aber verwirft nicht bereits der Koran das generische Maskulinum? Nein, er ignoriert es in einem spezifischen Kontext zu einem bestimmten Zweck, in diesem und vielen anderen Versen, die von der feministischen Exegese deshalb zu Recht hervorgehoben werden. Soweit bekannt, ist der Koran der erste arabische Text überhaupt, der Frauen direkt anspricht, und die Überlieferung berichtet von männlichen Hörern, die deswegen überaus irritiert waren. In der Regel jedoch, also dort, wo das Geschlecht der Hörer nicht eigens herausgestellt werden soll, beläßt es der Koran bei der männlichen Form. Anders gesagt: Wie in jeder Dichtung setzt der Bruch der Regel die Regel voraus.

In seinen *Mekkanischen Offenbarungen* zählt der große Mystiker Muhyiddin Ibn Arabi die spirituellen Eigenschaften des „Vollkommenen Menschen“ auf, des *insân kâmil*. In Anlehnung an die eingangs zitierte Sure 33,35 fügt er nach jeder einzelnen Eigenschaft den gleichlautenden Zusatz *mina r-ridschâl wa-n-nisâ* hinzu: „unter den Männern und unter den Frauen“. Sprachlich wäre das nicht notwendig: Das Wort „Mensch“, *insân*, wiewohl männlich, umfaßt im Arabischen wie im Deutschen beide Geschlechter. Gleichwohl ist es schön und damals wie heute auch gesellschaftlich notwendig, daß Ibn Arabi die Formel hinzufügte. Erst in einer gleichberechtigten Gesellschaft müßte man vom

generischen Maskulinum nicht mehr abweichen. Umgekehrt bringt sein Verschwinden die Gleichberechtigung keinen Schritt voran.

Thomas Kronschläger

Das Maskulinum ist nicht generisch, aber das Generische ist patriarchal

Geschlecht wird durch Sprache hergestellt. Wenn wir Geschlecht als eine Kategorie begreifen, dann muss dieser Satz wahr sein. Denn Kategorien sind nicht a priori vorhanden. Unser Denken, unsere Wahrnehmung und also auch unsere Kategorien werden durch Sprache bestimmt. Erst wenn wir Worte für etwas haben, können wir zwischen Entitäten differenzieren und uns differenziert darüber austauschen. Dass Geschlecht offenbar eine besonders bedeutsame Kategorie ist, zeigt sich darin, dass Geschlecht im Unterschied zu anderen menschlichen Kategorien in vielen Sprachen grammatikalisiert ist, also nicht nur adjektivisch ausgedrückt werden kann (bspw. weiblich, männlich, trans*), sondern Geschlecht einigen Lexemen direkt innewohnt. So ist manchen Personenbezeichnungen ein bestimmtes Geschlecht eingeschrieben, wie bspw. dem Wort ‚Tante‘, das nicht ohne Geschlecht zu denken ist. Und dann gibt es im Deutschen noch eine weitere Form der Versprachlichung von Geschlecht, die Movierung. Durch Anhängen eines Suffix (meist ‚-in‘) und Zuweisung zum Genus Femininum wird aus einem männlichen oder generischen Begriff ein spezifisch weiblicher: Der Bäcker wird zur Bäckerin. Die Debatten um ‚das Gendern‘ entzündeten sich an dieser letzten Form. Und tatsächlich ist es im Deutschen nur schwer möglich, einer Person sprachlich kein Geschlecht anzukategorisieren. Anders ausgedrückt: Sobald wir im Deutschen

über Menschen sprechen, gerade im Singular, sprechen wir automatisch auch über deren Geschlecht.

Dem soll das generische Maskulinum entgegenstehen. Dieses soll uns erlauben, über eine Gruppe von Menschen zu sprechen, ohne aber irgendeine Form von Geschlecht mitzuerwähnen. Es gibt auch andere generische Begriffe: So ist allen Beteiligten klar, dass wir bei der Aussage „Wir treffen uns in vierzehn Tagen!“ die Nächte auch mitmeinen, ohne sie explizit anzusprechen. Es mag vielleicht eine bestimmte Lehrerin oder eine bestimmte Schriftstellerin gewesen sein, die uns geprägt hat, aber wenn wir über die gesamte Berufsgruppe sprechen wollen, verwendeten wir im Deutschen lange Zeit die generische Form und sagten Lehrer oder Schriftsteller. Doch ist der Versuch, über eine Gruppe unterschiedlicher Menschen zu sprechen, die sich nur ein Merkmal teilen, immer ein Konstruktionsvorgang. Wir konstruieren dabei gedanklich homogene Gruppen, was die Pluralität und die innere Diversität einer Gruppe nicht abbildet. Generisch zu sprechen bedeutet daher immer auch, Vieles auszublenden. All jene geschlechtlichen Identitäten jenseits der cis-männlichen blieben lange Zeit meist ausgeblendet. Das hat historische Gründe und ist in der patriarchalen Ordnung der Gesellschaften begründet. Diese patriarchale Gesellschaftsordnung hat zur Folge, dass das Wort von Männern mehr Gewicht hat als jenes aller anderen Gruppen.

Mit der Erkämpfung der Bürgerrechte war Geschlechtergerechtigkeit noch nicht hergestellt. Bürger haben die Demokratien begründet, aber längst nicht alle Menschen in diesen Demokratien waren zunächst Bürger mit den entsprechenden Rechten. Das Maskulinum in diesem und in vielen anderen Begriffen war lange Zeit eben nicht generisch. Mittlerweile haben sich Frauen, trans*, inter*, agender, genderfluide und nonbinäre Personen zwar hart

erkämpft, dass sie sprechen dürfen, aber unsere Gesellschaft ruht auf der Ungleichberechtigung – bis heute. Erst spät beispielsweise durften Frauen wählen und wurden nicht mehr unter Vormundschaft von Männern gestellt – bis in die 1970er Jahre durften Ehemänner ihren Gattinnen in Deutschland und Österreich die Erwerbsarbeit versagen. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten kritischen Auseinandersetzungen mit Geschlecht und Sprache. Verena Stefans Roman *Häutungen* aus dem Jahr 1975 bspw. zeigt sprachliche Ungleichheit auf vielen Ebenen auf.¹

In der Linguistik begann die Debatte zur gleichen Zeit; ihr Beginn wird meist mit 1978 angesetzt, als die Linguistin Senta Trömel-Plötz den Artikel „Linguistik und Frauensprache“ veröffentlichte.² Darin kritisierte sie, dass Frauen im generischen Maskulinum nicht sichtbar seien. Im Anschluss entspann sich eine Debatte, wobei Linguisten (hier bewusst nicht generisch) versuchten, die Sinnhaftigkeit der Fragestellung infrage zu stellen, und Linguist*innen produktiv sprachliche Formen ersonnen, die die Sichtbarkeit erlaubten. Im Wesentlichen geht es darum noch heute: Einerseits wird der Anspruch, alle Geschlechter ansprechen zu wollen, nicht produktiv diskutiert, weil diesem Wunsch schlicht die Berechtigung abgesprochen wird. Kübra Gümüşay spricht in diesem Zusammenhang von einer Kultur der Absolutheitsansprüche:

Sie [diese Kultur der Absolutheitsansprüche] bleibt beim *ob* stehen. [...] Sie delegitimiert und infantilisiert Gerechtigkeitsbestrebungen, indem diese auf Forde-

1 Verena Stefan [1975], *Häutungen*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2015.

2 Senta Trömel-Plötz, 1978, „Linguistik und Frauensprache“, in: *Linguistische Berichte* 57, S. 49–68.

rungen reduziert werden, die häufig nicht einmal formuliert werden.³

Der Diskurs der Seite, die zur Verteidigung des generischen Maskulinums aufläuft, wird häufig auch von Menschen geführt, die sagen, dass sie sich nicht ausgeschlossen fühlen würden, die auch sagen, dass sie dieses Gefühl nicht nachvollziehen können, die aber gleichzeitig den Absolutheitsanspruch stellen. Was es aber bedeutet, generisch sprechen zu wollen, das wird meines Erachtens noch zu wenig betrachtet. Dabei ist interessant, warum der Wunsch nach generischen Formen so groß ist und warum das Generische weiterhin maskulin bleiben soll. Handelt es sich hier möglicherweise um einen Beharrungskampf? Soll das mentale Bild des Menschen weiterhin der Mann sein? Soll gar das Maskulinum weiterhin seine generische Funktion beibehalten, damit das Generische weiterhin patriarchal wirken kann? Das Sternchen und andere Formen sind Ausdruck des Versuchs, auf die Pluralität hinzuweisen. Dabei gibt es kaum institutionelle Vorschriften, die besagen, dass diese oder eine andere bestimmte Form angewandt werden soll oder gar muss. Es handelt sich seit den 80er Jahren zumeist um Vorschläge und Handreichungen, die sich vor allem an all jene richten, die sich dieser Herausforderung stellen möchten und Lösungen für differenziertes Sprachhandeln suchen.

Differenzen sind Herausforderungen, aber Differenzen zu negieren, ist keine Lösung: „Differenz“, so formulierte die Schriftstellerin Monique Wittig bereits vor 40 Jahren, „hat nichts Ontologisches an sich, sondern bezieht sich auf die Interpretation einer historischen Herrschaftskonstella-

3 Kübra Gümüşay, „unlearn sprache“, in: Lisa Jaspers, Naomi Ryland und Silvie Horch (Hrsg.): *Unlearn Patriarchy*. Berlin: Ullstein Verlag, 4. Aufl. 2022, S. 17–35, hier S. 26.

tion durch die Herren selbst. Die Funktion der Differenz besteht darin, die Interessenskonflikte auf jeder Ebene, einschließlich der ideologischen, zu kaschieren.⁴ Anders ausgedrückt ließe sich sagen, dass generisches Sprechen versucht, Einheitlichkeit herzustellen, wo keine Einheitlichkeit ist, um Aussagen über *alle* treffen zu können, also bspw. sagen zu können, dass alle Personen ab einem bestimmten Alter ein höheres Herzinfarktrisiko haben. Dass dies aber bei Männern anders ist als bei Frauen, sich an anderen Symptomen zeigt, ist bereits bekannt, wird durch generisches Sprechen aber oft ausgeblendet. Die Schriftstellerin Marlene Streeruwitz macht das an einem anderen Beispiel deutlich: dem Singular. In ihren Poetikvorlesungen „Geschlecht. Zahl. Fall.“ widmet sie sich kritisch dem Singular: Wenn es nur eine Wahrheit gibt, dann muss es eine der Lebenswirklichkeiten sein. Und dann ist es by default (ein anderer Ausdruck für generisch) die Wirklichkeit der *weißen* Männer in den Kapitalismuseditionationen. Denn abstrakte Begriffe werden oft im Singular formuliert (z. B. ‚das Leben‘, ‚die Liebe‘, ‚der Tod‘). Es handelt sich dabei um „Lebenswirklichkeit leugnende Totalitäten“⁵, die generisch für alle erstrebenswert und erreichbar sein sollen, es aber deshalb noch lange nicht sind. Das Generische lässt uns übersehen, dass bspw. das, was als ‚die Liebe‘ bezeichnet wird, sehr viele unterschiedliche Lebenswirklichkeiten im Allgemeinen eben nicht ausdrückt.

Dieses Missverhältnis des Generischen hat sich am Geschlecht als erstes gezeigt, da diese Kategorie bereits früher in den Blick fiel als andere Diversitätskategorien wie bspw. sozioökonomische Unterschiede. Und weil Geschlecht im

4 Monique Wittig [1980], „Das straighte Denken“, in dies.: *Das straighte Denken*. Leipzig: Merve Verlag 2023, S. 45–59, hier S. 55.

5 Marlene Streeruwitz, *Geschlecht. Zahl. Fall. Vorlesungen*. Frankfurt a. M. 2021, S. 17.

Unterschied zu den anderen Kategorien im Deutschen grammatikalisiert ist, hat sich daran auch die Debatte entzündet. Von Anfang an wurde allen Bemühungen um geschlechtergerechte Sprache mit unverhohlener Skepsis, deutlicher Ablehnung oder blankem Hass begegnet. Doch die Frauen und trans* Personen und die wenigen Männer blieben aus allen unterschiedlichen Richtungen, aus denen sie kamen, bei der Sache; sie haben sich nicht entmutigen und nicht delegitimieren lassen. Sie stellen sich dem Anspruch der Absolutheit entgegen, nicht als geschlossene Gruppe, sondern als Schriftsteller_innen, Wissenschaftlys und Aktivistxs. Und weil diese Personengruppen sich nirgendwo geheim absprechen, um geschlossen aufzutreten, hilft offenbar die Rechtmäßigkeit der Argumente. Denn auch, wenn um die Form gestritten wurde, kenne ich kein aufrichtiges und bestechendes Argument gegen das Ziel, Menschen aller geschlechtlichen Identitäten anzusprechen. Und jetzt, wo Regierende in Bundesländern in Deutschland und in Österreich populistisch überlegen, ‚das Gendern‘ (wieder so ein Singular!) zu verbieten – und damit seit langer Zeit zum ersten Mal Sprachverbote aussprechen –, zeigt sich darin neben den Versuchen der Rückeroberung der Deutungsmacht das Angebot nach Einfachheit in einer komplexen Welt. Das ist verständlich, doch ist die Wahrheit den Menschen zumutbar, wie Ingeborg Bachmann einmal formulierte.

Ich fürchte, wir müssen die Komplexitäten den Menschen zumuten. Mit einfachen Lösungen werden wir nicht weiterkommen. Die auf einer Einheitlichkeitsvorstellung fußenden Einfachheiten, wie bspw. die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen, widersprechen nicht nur Erkenntnissen der Forschung, sondern sprechen vielen Menschen, die eine andere Geschlechtsidentität als weiblich oder männlich haben, schlichtweg die Existenz ab. Häufig wird geäußert, dass Sprachänderungen nicht zu mehr Gleichberechtigung führ-

ten. Dennoch schärft die Aufmerksamkeit auf Geschlecht, die sprachlich hergestellt wird, unseren Blick für die Bedeutung dieser Kategorie im Alltag; auch oder vielleicht gerade den Blick jener, die es ablehnen, wenn sie sich über diverse Formen ärgern, die ihnen in Texten begegnen. Vielleicht ist ja die Debatte die eigentliche Erfolgsgeschichte.

Petra M. Vogel

Warum das generische Maskulinum nicht ausstirbt

Navid Kermani sagt in seinem Vortrag zum generischen Maskulinum: „Was jedoch wahrscheinlich aus der deutschen Sprache verschwinden wird, ist das generische Maskulinum.“ Dem möchte ich vor allem aus zwei Gründen widersprechen.

Echte generische Maskulina sterben nicht aus

Die Formen, auf die Kermani sich bezieht, zum Beispiel *der Autor*, sind keine echten generischen Maskulina, sondern nur so genannte generische Maskulina. Ein echtes generisches Maskulinum wie *der Mensch* stirbt sicher nicht aus. Der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, dass es natürlich auch echte generische Feminina oder Neutra wie *die Person* oder *das Wesen* gibt, die genauso wenig aussterben.

Was sind aber nun so genannte generische Maskulina, wie unterscheiden sie sich von echten und warum gehört *Autor* dazu? So genannte generische Maskulina wie *Autor* sind Substantive, die das Genus (grammatisches Geschlecht) Maskulinum tragen, aber bzgl. Sexus (natürliches Geschlecht) neutral oder übergreifend, das heißt generisch, verwendet werden können. Ich habe hier ganz bewusst „können“ gesagt, denn die Maskulina vom genannten Typ können sich eben auch ausschließlich auf männliche Wesen beziehen. Das liegt daran, dass es eine regelmäßige Bildung gibt, die explizit nur weibliche Wesen umfasst, nämlich die

Movierung, im Allgemeinen durch das Suffix *-in*, vgl. *die Autorin*. Ein echtes generisches wie *der Mensch* weist diese Möglichkeit nicht auf (auch wenn man ab und an auf die Scherzbildung *die Menschin* trifft). Selbst wenn also Formen wie *der Autor* in generischer bzw. sexusneutraler Verwendung (!) tatsächlich aussterben sollten, gälte dies weder für das Wort als solches noch für echte generische Maskulina.

Auch das so genannte generische Maskulinum stirbt nicht aus

Nicht in allen Kontexten ist das Geschlecht einer Person gleich relevant. Dort wo es zurücktritt, wird eher das so genannte generische Maskulinum verwendet als movierte Formen wie *Autorin*. Je nachdem ob es sich in diesen Verwendungen um die Eigenschaften konkreter Personen handelt oder nicht, spricht man von einem stärkeren oder schwächeren Grad von Referenzialität. In der einschlägigen Literatur findet man skalierte Beispiele wie in der folgenden Tabelle (Kotthoff/Nübling/Schmidt 2018, 93):

	Beispiele	Kategorien	
a	Sehr geehrter Gast! Lieber Rentner!	adressierend	++ Referenzialität – ++ Relevanz von Geschlecht –
b	Dieser Gast / Dieser Rentner bezieht gleich sein Zimmer	referierend, spezifisch, demonstrativ, Agens	
c	Der Gast / Der Rentner sucht noch seinen Koffer	spezifisch, definit, Agens	
d	Ich habe den Gast / den Rentner begrüßt	spezifisch, definit, Patiens	
e	Ich begrüße nachher noch einen [bestimmten] Gast / Rentner	spezifisch, indefinit	
f	Im Wirtshaus kommt nachher sicher noch [irgend] ein Gast / ein Rentner vorbei	nicht-spezifisch, indefinit	
g	Sg.: Ein (der) Gast / ein (der) Rentner ist immer willkommen; Pl.: Gäste / Rentner sind immer willkommen	generisch, Subjekt	
h	Du bist ein beliebter Gast / jetzt (ein) Rentner	prädikativ	

Was heißt das konkret?

Von a) bis h) nimmt die Konkretheit und Identifizierbarkeit immer mehr ab und damit auch die Relevanz von Geschlecht, wobei es sich bei diesen acht Verwendungen nur um einen kleinen Ausschnitt handelt.

In a) bis e) ist die Relevanz noch gegeben, das heißt, hier werden kaum Frauen assoziiert, weshalb in diesem Fall gegebenenfalls movierte Formen auftreten müssten. Am stärksten ist der Grad der Referenzialität dabei in der Adressierung.

In f) bis h) wird Geschlecht immer weniger relevant, es liegt also in steigendem Maß Generizität vor. Auffällig ist hier die Verwendung des indefiniten Artikels, der zwar auch in e) auftritt, wobei aber hier noch ein spezifischer Referent vorliegt (bei der Verwendung des definiten Artikels in g) handelt es sich um dessen generische Verwendung).

Am schwächsten ist der Grad der Referenzialität in der Prädikation. Letzteres gilt auch für die entsprechenden Glieder in Zusammensetzungen, zum Beispiel *Autorenschaft*. In solchen Fällen würde daher eine Nicht-Movierung überhaupt nicht auffallen bzw. nicht notwendig sein.

Man sieht also deutlich, dass es gar nicht um das Wort als solches geht, sondern dass die Verhältnisse viel komplexer liegen, da grammatische Verhältnisse, das heißt ganz konkrete syntaktische Kategorien und Verwendungen, eine große Rolle spielen. Von daher ist noch nicht einmal mit dem Aussterben des so genannten generischen Maskulinums zu rechnen.

Literatur

Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris/Schmidt, Claudia (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr Francke Attempto. (Narr Studienbücher)

Jürgen Nielsen-Sikora

Was nicht gesagt wird, lesen

Soviel und welche Sprache einer spricht, soviel und solche Sache, Welt oder Natur ist ihm erschlossen. Und jedes Wort, das er redet, wandelt die Welt, worin er sich bewegt, wandelt ihn selbst und seinen Ort in dieser Welt. Darum ist nichts gleichgültig an der Sprache, und nichts so wesentlich wie die façon de parler. Der Verderb der Sprache ist der Verderb des Menschen.

Dolf Sternberger

Phantasie statt Plumpheit

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung hat in einer im Jahre 2019 veröffentlichten Stellungnahme über „gendersgerechte Sprache“ festgehalten, dass Menschen im individuellen und kreativen Sprachgebrauch ein breites Repertoire an Ausdrucksmöglichkeiten nutzen. Die Akademie tritt in ihrer Stellungnahme ferner dafür ein, im Sprachgebrauch „Plumpheiten“ zu vermeiden und Achtung für Mitmenschen zum Ausdruck zu bringen. In welcher Form dies geschieht, lässt sie bewusst offen.

Auch Navid Kermanis Rede ist von dieser Offenheit getragen. Was seinen Text grundiert, ist eine Apologie der Kunst, der Literatur, der Phantasie; es ist eine Einladung, sich dem Zauber der Sprache und der Anmut des Denkens hinzugeben. Zugleich ist der Text ein Plädoyer wider den Begriffspazifismus: Schon die lexikalische Bedeutung eines Wortes können wir als verständige Sprachträger des Deut-

schen nicht immer wörtlich nehmen, wollen wir an den vieldeutigen Begriffen und Ausdrücken nicht verzweifeln. Der menschlichen Phantasie erst gelingt es, der Vieldeutigkeit Sinn abzuringen.

In seiner Essaysammlung *Zwischen Koran und Kafka* schreibt Navid Kermani: „Wir sind nicht ewig. Unsere Phantasie kann es sein“. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Sie ist – anders als Länder, Staaten, Kontinente – grenzenlos. Sie überwindet jede territoriale, ethnische, kulturelle und religiöse Grenze und hält sich nicht an starre Vorschriften.

Es geht, wie die Akademie zu Recht betont, in erster Linie darum, sich menschlich zu verhalten, ganz gleich, wer man ist oder an was man glaubt. Es geht beim Sprechen um eine Wertschätzung des Anderen und um die Sensibilität für Sprache allgemein. Navid Kermanis eigene Sprache ist, wenn ich ein bekanntes Gleichnis aufgreifen darf, ein Konzert, in dem die Hauptsätze das Orchester, die Nebensätze das Solo sind: Sie eröffnet einen Raum, in dem Wünsche, Ideen, Phantasien zirkulieren können und die Rivalitäten auf ein Minimum reduziert werden. Auch Zuhören kann dann berauschend sein, wenn Sprache nicht zu einer fettklebrigen Masse wird, die kaum noch formbar ist, sondern mit den ihr inhärenten Ambivalenzen und Vieldeutigkeiten spielt, die unsere Phantasie anregt und Dinge lebendig werden lässt. Sprache blüht und gedeiht vor allem, wie Navid Kermani in seiner Rede festhält, gerade durch das „was nicht gesagt“ wird: „Literatur ... schafft bewusst Lücken, durch die die Einbildungskraft des Lesers ins Werk gezogen wird.“

Eine Pattsituation?

In der Tat scheint mir dies die zentrale Botschaft in einem Streit über Sprache, der doch sonst unauflösbar zu sein

scheint, weil er auf zwei verschiedenen Schlachtfeldern geführt wird: Einem sprachwissenschaftlichen und einem pädagogisch-politischen Feld. Vielleicht ist es auch vielmehr ein Schachbrett, auf dem allein die beiden Könige verblieben sind und sich ewig gegenüberstehen, ohne sich je näher kommen zu können. Und niemand scheint anwesend, der dieses Spiel beenden könnte.

Der erste König ist Linguist und rechtfertigt seine Existenz auf dem Brett mit dem Verweis auf Grammatik und Sprachpragmatik. Der Sprache seines Gegners wirft er vor, ideologisch und instrumentalisierend zu verfahren. Er betont die morphologischen und systematischen Grundlagen des Deutschen, problematisiert die Epikoinia, hält Wortneuschöpfungen für unwissenschaftliche Glaubenssachen, subkognitive Assoziationen oder weltanschaulich motivierte Beliebigkeiten und unterstreicht die Polysemie und Indikationslosigkeit des genderneutralen Maskulinums.

Wie der Jenaer Sprachwissenschaftler Eckhard Meineke kommt dieser König zu dem Schluss, dass die kognitive Leistung, „eine unmarkierte Form als genderneutral zu begreifen und im Deutschen somit auch von der partiell möglichen Indexfunktion des Genus Maskulinum zu abstrahieren“ (2023, S. 104), ausgesprochen minimal sei. Als Beleg greift er nicht nur auf die Geschichte der Sprachwissenschaft und die Markiertheitstheorie Roman Jakobsens zurück, sondern seziert darüber hinaus die Argumente seines Gegenübers als trivialen Auswuchs einer Sprachpolitik.

Dem zweiten König imponiert dies herzlich wenig. Er ist politischer Aktivist und kämpft ungeachtet seiner eigenen Position für die Gleichstellung seines Heeres. Das genderneutrale Maskulinum hält er für pseudogenerisch. Die Verwendung einer geschlechtergerechten Sprache ist ihm deshalb ein Anliegen, weil sie die im Grundgesetz verankerte Gleichbehandlung der Geschlechter fördere. Die überwiegend männliche Lesart vieler Wörter, die er gerade nicht

als semantisch leer betrachtet, korreliere mit der Unterrepräsentation anderer Geschlechter in der Gesellschaft. Er plädiert dafür, diese Geschlechter nicht nur mitzumeinen, sondern sie auch sprachlich mit zu repräsentieren, denn er ist willens, als fortschrittlicher König in die Annalen einzugehen. Seine Denkart deckt sich zwar nicht in der sprachtheoretischen Substanz, doch immerhin im praktischen Ergebnis, mit den Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache, wie sie an vielen Universitäten im Umlauf sind. Im Leitfaden der Universität Siegen heißt es zum Beispiel: „Ein sensibler Umgang mit Sprache zielt darauf, alle Geschlechter miteinzubeziehen, zu repräsentieren und ihre Vielfalt ... zu würdigen.“ (2019, S. 5)

Literatur als RichterIn?

Eine solche, aus meiner Perspektive fachfremde, Gegenüberstellung ist – zugegeben – bewusst überspitzt. Mitunter ist es gar eine Fehleinschätzung, anzunehmen, dass die grammatiktheoretischen Schwergewichte nur auf der Seite der Gegner des Genderns zu verorten sind, während die Befürworter primär politisch oder pädagogisch motiviert argumentierten. Immerhin gibt es auch innerhalb der Linguistik Stimmen wie jene von Damaris Nübling oder Anatol Stefanowitsch, die zumindest suggerieren, dass eine linguistische Analyse der grammatischen Phänomene nicht zuletzt von der jeweiligen grammatiktheoretischen Positionierung abhängt und daher fachgebunden unterschiedlich ausfallen kann. Andere wiederum (wie Peter Eisenberg und Eckhard Meineke) bestreiten genau dies und stufen „geschlechtergerechte Sprache“ vielmehr als eine Art sprachwissenschaftlichen Kurzschluss ein, der auf der Verwechslung von substantivischem Genus und biologischem Geschlecht beruhe. Nicht zuletzt gibt es diplomatische Stimmen wie die von

Gisela Zifonun, die sich sprachkritisch vermittelnd zwischen den beiden Positionen verortet.

Meines Erachtens schlägt Navid Kermani in seiner Rede ebenfalls eine vermittelnde Position ein – mit dem Unterschied, dass er das Gendern dem Verwaltungsdeutsch zubilligt, es für die Literatur jedoch als „zu umständlich, kompliziert und unmelodisch“ ansieht. Dieser Einschätzung stimme ich uneingeschränkt zu und behaupte ein wenig provokativ: Wer sein Sprachgefühl noch nicht vollständig verloren hat, Rhythmus und Lesefluss schätzt und dichterische Eleganz und Eloquenz nicht missen möchte, wird nicht umhinkönnen, in literarischen Texten auf das Gendern zu verzichten und immer auch das mitzulesen, was gerade nicht gesagt wird.

Wer sich hingegen unbedingt auf das Schlachtfeld von Sprache und Politik begeben möchte, findet sich möglicherweise rasch in einer Situation wieder, die jener aus Franz Kafkas Parabel „Er“ nahekommt, in der der namenlose Protagonist („Er“) mit zwei Gegnern zu kämpfen hat, wobei ihn beide in seine Richtung ziehen möchten. Doch es sind

nicht nur die zwei Gegner da, sondern auch noch er selbst, und wer kennt eigentlich seine Absichten? Immerhin ist es sein Traum, daß er einmal in einem unbewachten Augenblick – dazu gehört allerdings eine Nacht, so finster wie noch keine war – aus der Kampflinie ausspringt und wegen seiner Kampfeserfahrung zum Richter über seine miteinander kämpfenden Gegner erhoben wird. (1980, S. 216)

Vielleicht kann die Literatur tatsächlich eine solche Richterin sein und aus der Kampfeslinie von Sprachwissenschaft und Politik treten. Vielleicht lässt sich die Rede von Navid

Kermani genau so lesen – als ein Traum, sich diesem Streit entwinden zu können und der Phantasie zu ihrem Recht zu verhelfen? Vielleicht plädiert die Rede gar vorrangig für eine Lektüre, das zu lesen, was nie gesagt, was nie geschrieben wurde?

Dieses „Vielleicht“ ist kein wissenschaftliches Prinzip, keine Kategorie politischen Handelns; dieses „Vielleicht“ ist das Vorrecht der Literatur, schwerelos, spielerisch, unbefangen. Dort, wo sich zwei Parteien scheinbar unbeweglich gegenüberstehen, sich beäugen, doch nicht in der Lage sind, weiter aufeinander zuzugehen, dort kann die Literatur jenes Feld besetzen, das zwischen den Königen immer frei bleiben muss.

Was undenkbar ist, ist denkbar

In seinem jüngsten Roman mit dem schönen Titel *Das Alphabet bis S* schlüpft Navid Kermani in die Rolle einer namenlosen Erzählerin und notiert in ihrem Namen ein Jahr lang in insgesamt 365 Einträgen ohne Datum, was ihr als Intellektuelle, Reporterin, Schriftstellerin widerfährt. Es sind tatsächlich Widerfahrnisse im Sinne des antiken Pathos, des Erleidens: Tod, Trennung, Krankheit, die das Leben der Protagonistin bestimmen. Am eindrücklichsten in diesem Sinne ist der Abschnitt 149, ein Leereintrag aus gutem Grund, eine Bruchstelle im Buch, im Leben der Erzählerin. Auch hier muss man, was nicht geschrieben steht, lesen. Lesen, was sich in diesem Moment auflöst, was zerbricht, was die Dinge und die Welt so radikal verändert, dass es nicht einmal in Worte zu fassen ist.

Wer zum Beispiel, wie die Erzählerin des Romans, Tagebuch schreibt, weiß, dass kein roter Faden die einzelnen Episoden des Lebens durchzieht: Ereignisse, Schicksale, Freude, Trauer und Banalitäten reihen sich scheinbar sinnlos und willkürlich aneinander. Mosaiksteinchen, Bruch-

stücke, die manchmal nicht zueinander passen. Und sollte es dennoch so etwas wie einen Plot geben, dann ist es das Ich selbst, das sich in den biografischen Notizen reflektiert.

Damit knüpft das *Alphabet* an Kermanis Roman *Dein Name* an, der als Totenbuch, Tagebuch und Familiensaga konzipiert die Frage verhandelt, was bleibt, wenn sich der Körper in Nichts aufgelöst hat. Wie dort, so denkt das *Alphabet* über die Ungewissheit nach, die unseren Namen anhaftet, und sinniert über das Unbekannte und Unverständene in jeder Biografie.

In beiden Romanen spielt zudem die Literatur eine herausragende Rolle. Im *Alphabet* nimmt sich die Erzählerin die eigene Bibliothek vor und widmet sich den bis dato ungelesenen Büchern in alphabetischer Reihenfolge. Bis wohin sie kommt, verrät bereits der Titel des Romans. Am Ende werden die Gedichte von Wisława Szymborska, vor allem ihr *Jahrmarkt der Wunder*, zur Begleitmusik:

Ein Wunder, so weit man schauen kann:
die allgegenwärtige Welt.
Ein beiläufiges Wunder, beiläufig wie alles:
Was undenkbar ist – ist denkbar.

Was undenkbar ist, ist denkbar. Dass der Streit auf dem Schachbrett der Sprache aufzulösen ist, ist undenkbar. Es sei denn, wir vermeiden Plumpheiten, glauben an unsere Phantasie und lesen, was nie gesagt, was nie geschrieben wurde. Dann, aber nur dann, ist alles denkbar ...

Literatur

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung: *Drei Fragen zu „genderechter Sprache“*. In: <https://www.deutscheakademie.de/de/aktivitaeten/projekte/2022-2023/sprache/zur-frage-des-genderns>. Darmstadt 2019. Letzter Aufruf: Dezember 2023.

- Gleichstellungsbüro der Universität Siegen: *Hinweise zur geschlechtergerechten Sprache*. Siegen 2019.
- Kafka, Franz: Er. Aufzeichnungen aus dem Jahr 1920. In: *Sämtliche Erzählungen*. Hamburg 1980.
- Kermani, Navid: *Zwischen Koran und Kafka. West-östliche Erkundungen*. C. H. Beck, München 2016.
- Kermani, Navid: *Das Alphabet bis S*. Hanser, München 2023.
- Kermani, Navid: *Dein Name*. Rowohlt, Berlin 2015.
- Meineke, Eckhard: *Studien zum genderneutralen Maskulinum*. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2023.
- Szymborska, Wisława: Jahrmarkt der Wunder. In: Dies.: *Gesammelte Gedichte*. Suhrkamp, Berlin 2023.

Udo Kelter

Warum die Genderdeutsch-Debatte seit einer Generation nicht konvergiert*

Erinnert sich noch jemand an das Binnen-I? Das Binnen-I („LehrerIn“) kam vor Jahrzehnten auf, als man das generische Maskulinum abschaffen wollte und die Doppelnennung der weiblichen und männlichen Form zu lästig wurde. Es wurde heiß diskutiert und fiel schließlich in Ungnade, ebenso die Schrägstrichschreibweise („Lehrer/in“). In offiziellen Dokumenten wurden diese Schreibweisen genauso strikt verboten wie das generische Maskulinum. Bei der Formulierung von Prüfungsordnungen produzierte ich daher damals literarische Kleinode wie „Der oder die Vorsitzende, seine oder ihre Stellvertreterin oder sein oder ihr Stellvertreter leitet die Sitzungen des Prüfungsausschusses.“ Oder: „Die Diplomarbeit wird von zwei Prüfern, einem Prüfer und einer Prüferin oder zwei Prüferinnen durch schriftliche Gutachten bewertet.“

Schon bei der Debatte um das Binnen-I bzw. die Doppelnennungen kamen praktisch alle Argumente vor, die ich in den folgenden 30 Jahren immer wieder gehört habe. Die Debatten führen offenbar nicht zu einer Konvergenz der Standpunkte. Statt die gleichen Argumente immer zu wiederholen, scheint es sinnvoll, nach Gründen für das Nichtkonvergieren zu suchen.

* Auf Wunsch des Autors wurde in dem vorliegenden Beitrag die nichtreformierte Rechtschreibung beibehalten. Anm. der Hrsg.

Akteure in der Debatte

Wenn man sich die Teilnehmer an der Debatte, ihre Betroffenheit und die Kategorien ihrer Argumente ansieht, dann kann man mehrere Cluster unterscheiden:

1. Schriftsteller, Übersetzer, Sprachästheten und diverse andere Textproduzenten: Diese Gruppe ist von den i. a. schlechteren Ausdrucksmöglichkeiten der gegenderten Sprachformen, den ästhetischen Kollateralschäden, der Entwertung vorhandener Literatur u. ä. Problemen betroffen.
2. Linguisten, die sich typischerweise über die Unkenntnis des relativ komplizierten Genussystems im Deutschen (insb. bei den diversen Typen von Pronomen) bei Befürwortern des Genderdeutchs aufregen, auf die Schwierigkeiten bzw. die Unmöglichkeit hinweisen, beide Geschlechter durchgängig sprachlich zu repräsentieren, auf die stilistischen Folgen der neuen Semantik des Maskulinums und letztlich die Beschädigung des Genussystems. Ferner werden die erhofften Wirkungen der Sprachreformen diskutiert.
3. Sprachlehrer und -didaktiker, die typischerweise die zu erwartenden verstärkten Lernschwierigkeiten diskutieren. Diese Debattenteilnehmer setzen sich also für die Interessen von Lernbehinderten und Nichtmuttersprachlern ein, die selbst nicht an den Debatten teilnehmen können, sind aber in der Rolle als Lehrer auch direkt betroffen. Der Beitrag von Florian Werner in diesem Band ist ein gutes Beispiel.
4. Politiker, feministische Aktivisten, Politologen, Psychologen, Soziologen u. ä., die die Funktion genderteter Sprache als Distinktionsmerkmal, als sozialen Marker, als Bekenntnis zu einer Ideologie (analog zum Amen in der Kirche), als Machtinstrument (analog zum Grüßen

des Gesslerhuts) zur Konstruktion von Realität und zur Durchsetzung politischer Ziele usw. untersuchen oder praktisch einsetzen.

Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, die Einträge sind nicht ganz überlappungsfrei. Einzelne Debattenteilnehmer argumentieren meist mit Argumenten aus mehreren Clustern. Der sehr schöne Vortrag von Navid Kermani geht z. B. intensiv auf den 1. Themencluster ein, auf die anderen Cluster weniger intensiv.

Die Argumente in den Themenclustern und die darin vertretenen Interessen sind offensichtlich kategoriell verschieden und vielfach gegenläufig. Die nicht enden wollenden Debatten kann man leicht damit erklären, daß die meisten Debattenteilnehmer nur einen oder zwei Themencluster überblicken, die anderen Themencluster wenig bis gar nicht verstehen oder, wenn doch, dann den dort vertretenen Interessen geringe Priorität einräumen.

Machtverhältnis der Akteure und politische Agenden

So gesehen ist die Entscheidung, wessen Sachargumente letztlich dominieren, keine Sachfrage, sondern vor allem eine Machtfrage. Aus dieser Perspektive fällt die extreme Machtungleichheit zwischen dem 4. Cluster und den ersten drei Clustern ins Auge. Man kann die Debatten um das gegenderte Deutsch daher m. E. nur verstehen, wenn man die politischen bzw. ideologischen Ziele der Akteure im 4. Cluster und deren Macht einbezieht, deswegen gehe ich im folgenden nur auf diese Perspektive ein.

Akteure sind hier im wesentlichen die Inhaber von Machtpositionen in den Parteien und den Medien, insbesondere im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Sprache ist hier nur ein Aktionsfeld, und angestrebte Veränderungen

in der Sprache und im Denken muß man in einen breiteren Kontext einordnen. In diesen Eliten hat die (gender-)feministische Ideologie heute einen praktisch hegemonialen Status. In seinem berühmten Buch *The Blank Slate* charakterisierte der Psychologe und Linguist Steven Pinker die Weltwahrnehmung dieser Ideologie, aus der sich deren politische Agenda ableitet, wie folgt [1, S. 293]:

1. Unterschiede zwischen Männern und Frauen haben nichts mit der Biologie zu tun, sondern sind sozial konstruiert.
2. Menschen haben nur ein relevantes soziales Motiv, nämlich Machtgewinn, und alles soziale Leben kann nur als eine Form von Streben nach Macht bzw. Machtausübung verstanden werden.
3. Menschen interagieren nicht als Individuen, sondern immer als Vertreter des Kollektivs, dem sie angehören, hier also den Kollektiven der Männer bzw. Frauen.

Das hört sich auf den ersten Blick etwas zugespitzt an, ist aber die einzige plausible Erklärung für zahlreiche heute relevante Phänomene. Ein Beispiel ist die Forderung, daß Frauen einen Anspruch auf 50% der Sitze in Parlamenten haben: Damit wird negiert, daß Männer Frauen repräsentieren können oder wollen. Beide repräsentieren stets verfeindete Lager. (Damit wird eine ganz zentrale Annahme unserer Verfassung entsorgt, daß jeder Abgeordnete das ganze Volk vertritt und alle Menschen politisch gleichwertig sind.) Der Markenkern der Grünen ist das Frauenstatut, das realisiert ein Matriarchat, in dem Männer zu Bürgern zweiter Klasse gemacht werden. Es wird (kompensatorisch) als „geschlechtergerecht“ gepriesen, weil überall sonst ein sog. Patriarchat, das Frauen benachteiligt, existiert.

Politische Rechtfertigungen des Genderdeutchs

Das Attribut „geschlechtergerecht“ wird sehr häufig auch auf das gegenderte Deutsch angewandt, es ist in diesem übergeordneten Kontext zu interpretieren. „Gerechtigkeit“ ist eine moralische Kategorie, die immer Subjekte unterstellt, unter denen es gerecht zugehen soll. Diese Subjekte sind hier „die Geschlechter“, also die Kollektive der Männer und Frauen (und eventuell weiterer sexueller Orientierungen). Um Gerechtigkeit unter Individuen, z. B. innerhalb der Gruppe der Frauen, geht es hier nicht. Der Begriff „geschlechtergerecht“ postuliert also implizit die Existenz und politische Relevanz dieser Kollektive.

In die gleiche Richtung zielt die sehr häufige Forderung, daß Frauen „sprachlich repräsentiert“ werden müssen. Das ist, wenn man Sprache nur als Mittel zur Kommunikation versteht, ein Kategorienfehler, denn „Repräsentation“ ist ein machtpolitischer Begriff. Auch hier wird implizit wieder ein Machtkampf zweier verfeindeter Kollektive postuliert.

Eine Kommentatorin im Forum äußerte sich genervt darüber, daß die Doppelnennungen ständig die Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen betonen, obwohl sie inhaltlich keine Rolle spielt und die Betonung nur ablenkt. Das ist kein Fehler, sondern ein Feature. Zumindest aus Sicht vieler Akteure des 4. Clusters ist die Erzeugung von Klassenbewußtsein gerade der Sinn und Zweck der Doppelnennungen bzw. Genderschreibweisen. Aus dieser Perspektive besteht bemerkenswerterweise auch kein Interesse am Ende der Debatte, denn die Debatte als solche verstärkt unabhängig von den Sachargumenten das Klassenbewußtsein. Dies ist ein Musterbeispiel, wie ein soziales Problem sozial konstruiert wird.

Daß Gender-Schreibweisen in erster Linie ein Machtmittel sind, erklärt auch das Paradox, daß das Binnen-I oder die Schrägstrichschreibweise als diskriminierend, die

Schreibungen mit Genderstern, Tiefstrich, Doppelpunkt oder Trema hingegen als die einzig nichtdiskriminierenden erlaubt werden. Beide Klassen unterscheiden sich optisch fast nicht, die linguistischen Eigenschaften und die entstehenden Probleme sind praktisch identisch. Das einzige Merkmal einer Schreibweise, das für die Diskriminierungsfreiheit wichtig ist, ist der symbolische Gehalt, das implizite Ideologiebekenntnis.

Wird das generische Maskulinum verschwinden?

Navid Kermani sagte voraus, das generische Maskulinum werde verschwinden. Offen bleibt der Zeitraum und die Schwelle, ab wann eine Sprachform als ausgestorben gilt. Vor gut 30 Jahren wurde der deutschen Sprachgemeinschaft von den Rechtschreibreformern, einer bizarren Koalition aus Linken, die (gute) Sprache als Ursache für soziale Differenzen ansahen und beseitigen wollten, und großkapitalistischen Verlegern eine Serie von Sprachumstellungen aufgezwungen. Ich bin geprägt von einer Jugend, in der die Erinnerung an den Nationalsozialismus noch sehr präsent war und man sich im Kalten Krieg mit der Sowjetunion befand. Ich habe mich sehr viel mit den Methoden totalitärer Systeme befaßt, darunter Manipulationen an der Sprache. Daher war mir klar, daß ich das Neuschreib niemals benutzen würde. Damals las ich einen Bericht über eine ähnliche erzwungene Sprachumstellung in Norwegen, die nach einer Generation nicht zum Verschwinden der natürlich gewachsenen Sprache, sondern zu einer Koexistenz bzw. Spaltung der Sprachpraxis geführt hatte. Daß es in Deutschland ähnlich laufen würde, habe ich damals nicht vermutet. Jedenfalls habe ich den Text von Navid Kermani auch in dieser Hinsicht sehr gerne gelesen.

Vor diesem Hintergrund glaube ich nicht, daß das generische Maskulinum aussterben wird. Die diversen Gender-

Schreib- und Sprechweisen werden Umfragen zufolge von 60–80% der Bevölkerung nicht benutzt oder sogar abgelehnt, weil sie unpraktisch und politisch aufgeladen sind. Das hindert die *Tagesschau*, die weitgehend von feministischen Frauen geleiteten Polit-Talkshows und große Teile der meinungsbildenden medialen Elite nicht, praktisch lückenlos zu gendern. Wegen der deutlichen Diskrepanz zur Alltagssprache wird der Sprachgemeinschaft aber die politische Absicht dahinter zunehmend bewußter. Insofern würde ich eher erwarten, daß die Wahl der Sprachform immer mehr zum Ausdruck ideologischer Überzeugungen wird, also gegenderte und natürlich entstandene Sprachformen langfristig parallel existieren werden.

Referenzen

Steven Pinker: *The Blank Slate: The Modern Denial of Human Nature*. Penguin Books, 528 S., ISBN 978-0142003343, 2002

Jamal Nasir

Generic masculine language: a Muslim perspective

This input on the use of generic masculine language, as far as male bias and sexism is concerned, is mainly a moral Muslim perspective. Born and raised in a traditional Muslim society, having worked for a couple of years for an international organization which internally preached Western values and principles, and then having moved to, lived and pursued further studies in Germany, I have life experiences of both traditional and progressive societies. With that background, the premise of this text is that, like many other social phenomena, people may be socialized, at least to some extent, into having a heightened sensitivity towards the use of generic masculine language and the associated male bias in thinking depending on how widespread the relevant feminist discourse is.

Generic masculine

Generic masculine words are reported to be present in many languages throughout the world.^[1] Within feministic discourses it is claimed that the use of generic masculine words induces cognitive male bias and sexism and leads to invisibility of women.^[2-4] The use of generic masculine language may also be associated with linguistic ambiguity which will not be discussed here.^[3] In the real world it seems too difficult to prove in isolation the effect of generic masculine language from all other major societal factors

such as vulgar language and vulgar behaviour that cause male bias and sexism.

The origin of linguistic gender seems to be uncertain, with some authors concluding it has been an accidental outcome of linguistic development (especially in Semitic and Indo-European languages)^[5] while others have claimed there was a deliberate sexualization of objects names in Ancient Rome.^[6] Regardless, some recent empirical studies have shown no effect of grammatical gender on the conceptualization of inanimate objects.^[1] Because the grammatical gender for words describing humans often corresponds to their biological sex, the question to be addressed is whether the generic masculine words used as the default form for both male and female persons have indeed inflicted unfairness upon women

Genderless Persian language

Persian is a gender-free language (similar to Finnish)^[7] and there are no generic masculine nouns such as ‘mankind’ in it. The gendered Arabic loanwords are mostly adapted without gender, i.e. the masculine Arabic noun forms, including those relating to biological gender, are adapted as genderless nouns in Persian.^[8]

The biological gender in Persian, where not clear from the context, is lexically specified; there is no gender declension (except for names and a portion of the feminine Arabic loanwords but these do not affect the grammar rules).^[9] A teacher is a ‘Mua’lim’ in Persian which is from the Arabic Mua’lim (M) / Mua’lima (F). If my sister who goes to a girls-only public school said, “We have a good maths teacher,” I would know that she is talking about a female teacher because all the teachers in the girls-only schools are female. However, if my brother who goes to a boys-only school said the same statement, I would not

automatically know the gender because there are both male and female teachers in the boys-only schools. But if he uses the teacher's name, then it will immediately be clear; otherwise he would have to add a feminizing word which literally translates as a 'woman teacher' in the female case. The gender subsequently remains absent in the pronoun (unless again lexically specified) because there is only one pronoun for third person singular (he/she) in Persian.^[8]

While a linguistics critique especially from the perspective of the speakers of gendered languages such as Arabic or German may characterize the above-mentioned genderless Persian scenario as lacking 'overall gender specificity,' there isn't any public debate around the gender topic from a moral perspective within the respective traditional society. Neither does it seem much to be there for the feminist to dismantle as far as linguistic gender is concerned.

However, in instances where some kind of gender bias in the perception is expected it will have to be due to the complementary gender roles for women and men – which is not peculiar just to a conservative Persian speaking society. Thus, we essentially don't expect any male bias, and therefore no harm is inflicted upon women as may be the case for languages with high gender loading.

Generic masculine in Arabic

Arabic is a fully gendered language and has two genders: masculine and feminine.^[10] The first verses of the first chapter of the Holy Qur'an comprise of generic masculine words:

This is the Book about which there is no doubt, a guidance for those conscious of Allāh. Who believe in the unseen, establish prayer, and spend out of what

We have provided for them. (the Qur'an 2:2-3, Saheeh International Translation)

The underlined phrases in the above verses are masculine plural nouns:

muttaqeen متقين
yu'minoon يؤمنون
yuqeemoon يقيمون
yunfiqoon ينفقون

To the Muslim believer, it is beyond a shadow of a doubt that the Qur'an addresses both men and women, otherwise nearly half of them would not need to follow it. Therefore, the vast majority of Muslims, both men and women, in the Arabic speaking countries and beyond, do not see any issue with the generic masculine usage in the Arabic language in general. At present time, it's apparent that any feministically-motivated public discussion about such topics would be met with strong rejection.

However, as the feminist linguistics waves expand its territory to cover "Muslim languages",* or also those of other traditional societies such as Christians in the middle east, partially facilitated by the entertainment industry and social media, a public debate is expected to be initiated. So far, little academic work has been done in this regard. One discussion on the androcentricity of the Arabic language has already been taken up by Sadiqi (2006).^[1] Sadiqi criticizes historical Arabic grammarians for subjective rendering of Arabic gender system, and characterizes Arabic as a 'public' language denoting male power and lists a

* By Muslim languages, a loose attachment of languages such as Arabic or Persian to Muslims is meant as the majority of the native speakers of these are Muslim. But of course, there are Christians and Jews who also speak, or spoke in the past, these languages as their native language.

number of privileges men have in public such as delivering Friday prayers or debating important literary works. She ignores the fact or is unaware thereof that the instances she cite about Arabic society also hold about a society with genderless language such as Persian. More importantly, she, like most other feminists, has a total disregard for the complementary roles that traditional societies, or even the not-so-traditional ones, function based upon.^[11]

Imagine the wartimes. When Russia invaded Ukraine on 24 February 2022, millions of Ukrainian women and children fled but the Ukrainian martial law prevented men aged 18–60 from leaving the country.^[12] As I write, Palestinian men in Gaza are tirelessly rushing after Israeli bombardments of civilian infrastructure in Gaza from one bombed site to another, and work hard looking for life (or the dead) under the rubble sometimes by digging even with their bare hands, while women and children are to the extent possible given shelter in expectedly safer facilities such as UN-run schools. Women also have their own important roles even under such extreme circumstances (e.g. female doctors and nurses working tirelessly in the hospitals to save lives), but the fact that men are primarily responsible for the most dangerous tasks such as rescue operations or protecting women and children is neither surprising nor offensive to women (or to children for that matter). Here, the default gender on the frontline is male and the principle of equality does not exist; neither does it have to be.**

It is important, however, to emphasize that men's sacrifices under extreme circumstances and their responsibility to protect women and children do not justify

** Editors' note: On the other hand, in the context of war and terror, women are often victims of targeted, sexualized violence, as reported for the Hamas attack on the Nova festival in Israel: <https://edition.cnn.com/2024/02/21/middleeast/sexual-crimes-hamas-october-7-israeli-report-intl/index.html>

any injustice to women. The task is not to peddle divisive ideologies, instead it's to come up with organic solutions based upon the core principles.

Generic masculine in English

The two ubiquitous generic masculine words 'he' and 'man (=Mann)', and its derivatives such as 'mankind', are the most debated in the English language. Martyna (1978) described generic masculine as "implicit equation of maleness with humanness," and other feminists have argued that this type of language is "harmful to girls and women."^[3] Studies have shown the "harm" in terms of direct effect of generic masculine language on job advertising (i. e. gender discrimination) although these investigations involved a two-way effect on both female and male job applicants.^[13] Silveira (1980) experimentally investigated male bias in the English-speaking societies focusing on the two generic masculine words and concluded that there is mutual causal relation between generic masculine use and sexist thinking, and demanded removal of such language from English (the method employed may be questionable, though, given the very sensitive nature of data collection and thus potentially of low precision).^[2] By 2012, an early stage of generic masculine extinction was already discussed.^[14]

The main challenge, as it seems, is to separate the contributions to the overall sexist thinking. In addition to the complementary roles effect on perception, consumption of too much vulgar content on social media, movies and Internet – which goes against Islamic ethics – may dwarf the sexist effect of generic masculine words especially on children and youth. Although vulgar language is used and consumed by everyone everywhere, the object of swear words tend to be women even when the exchange of the

words only take place between men, which is without any doubt a degradation of women. Thus, ideally in empirical studies of the cognitive effects of a specific group of words such as generic masculine, other bigger effects may need to be considered.

Conclusion

At present time, the linguistic gender discussion in terms of a cause for male bias or sexism is ‘apparently’ non-existent in the public perception in traditional Muslim societies, at least neither in the genderless Persian speaking nor in the fully gendered Arabic ones. On the other hand, while it seems really hard to empirically separate the small cognitive effects of, if any, generic masculine language from bigger social factors such as widespread vulgarity, the public in the liberal and progressive societies, which have had a different historical trajectory including discourses around ‘women and language’ seem to have been ‘socialized’ into becoming rather sensitive towards language features which may or may not have been intended in the first place to demonstrate inferiority of women.

Bibliography

- [1] R.V. Landor, PhD. thesis, *Grammatical Categories and Cognition across Five Languages: The Case of Grammatical Gender and Its Potential Effects on the Conceptualisation of Objects*, Doctor of Philosophy, Griffith University, 2013.
- [2] J. Silveira, *Women Stud. Int. Q.* 3 (1980) 165–178.
- [3] W. Martyna, *J. Commun.* 28 (1978) 131–138.
- [4] J. Saul, E. Diaz-Leon, S. Hesni, *Stanf. Encycl. Philos.* (2022).
- [5] M.H. Ibrahim, *Grammatical Gender: Its Origin and Development*, Reprint 2013, De Gruyter Mouton, Berlin, 1973.

- [6] A. Corbeill, *Sexing the World: Grammatical Gender and Biological Sex in Ancient Rome*, Princeton University Press, Princeton, 2020.
- [7] F. Karlsson, A. Chesterman, *Finnish: An Essential Grammar*, 3rd edition, Routledge, Milton Park, Abingdon, Oxon; New York, NY, 2015.
- [8] S. Yousef, *Persian: A Comprehensive Grammar*, Routledge, New York, NY, 2018.
- [9] A. S. Kaye, ed., *Morphologies of Asia and Africa*, Ch. 35, Eisenbrauns, Winona Lake, Ind, 2007.
- [10] F.A. Alkohlani, J. Lang. *Cult. Educ.* 4 (2016) 17–28.
- [11] F. Sadiqi, Brill Encyclopedia of Linguistics (2006).
- [12] A. Murphy, D. Fuhr, B. Roberts, C.I. Jarvis, A. Tarasenko, M. McKee, *BMJ* (2022) o864.
- [13] S.L. Bem, D.J. Bem, *J. Appl. Soc. Psychol.* 3 (1973) 6–18.
- [14] B.D. Earp, *J. Commu. Cult.* 2 (2012) 4–19.

Florian Werner

Das Gendern in fremdsprachendidaktischer Perspektive

In seinem Vortrag über das generische Maskulinum hält Navid Kermani ein leidenschaftliches Plädoyer für einen freien und offenen, aber zugleich auch für einen sensiblen Sprachgebrauch und verteidigt die Verwendung des generischen Maskulinums u. a. gegen gängige Vorwürfe, es handele sich dabei bestenfalls um unreflektierten Sprachgebrauch und schlimmstenfalls um reaktionäre Provokation. Dabei stellt er einige bekannte Einwände der Befürworter einer vorgeblich „geschlechtergerechten Sprache“ respektvoll dar – und entkräftet diese mit überzeugenden Argumenten.

Wie Kermani richtig darlegt, kann unsere Alltagssprache, in ihrer primären Funktion als kategorisierendes und ökonomisches Kommunikations- und Zeichensystem, die menschliche Wirklichkeit mit all ihren ihr zugrundeliegenden Ambivalenzen nicht adäquat abbilden. Dies zeigt sich etwa, wenn wir aus pragmatischen Gründen kategorienbildende Begriffe wie „Männer“ oder „Frauen“ benutzen. Das, was Gendersprachbefürworter häufig fordern, nämlich eine Alltagssprache zu etablieren, in der alle möglichen (sexuellen) Identitäten inkludiert werden, lässt sich schon allein aus zeitökonomischen Gründen kaum verbal realisieren. Die vielschichtigen Identitäten in ihrer gesamten Widersprüchlichkeit und Ambivalenz darzustellen, fällt hingegen, so Kermani, in den Aufgabenbereich der Literatur, der Kunst und der Musik. Die in diesen Kunstformen enthaltenen

Leerstellen ermöglichen es überhaupt erst, hermeneutisch tätig zu werden. Auf diesen besonderen Zugang zu unserer menschlichen Natur legt der Schriftsteller Kermani wenig überraschend großen Wert und bringt in seinem Vortrag die vielschichtige Rolle zum Ausdruck, die das generische Maskulinum in der Literatur einnimmt.

Während Kermani also vor allem den literarischen und sprachästhetischen Wert des generischen Maskulinums betont, möchte ich an dieser Stelle den Fokus einmal genauer auf die linguistischen Implikationen legen, die ein Verschwinden des generischen Maskulinums für die deutsche Sprache im Allgemeinen und darüber hinaus für den Spracherwerb der deutschen Sprache im Besonderen zur Folge hätte, wobei die hier vorgetragene Perspektive nicht zuletzt meiner Biographie als Fremdsprachenlehrer geschuldet ist.

Als Lehrer, der selbst mehrere Jahre u. a. Deutsch als Zweitsprache bzw. als Fremdsprache unterrichtete, werde ich zunächst einige linguistische Probleme aufzeigen, die mit einer „geschlechtergerechten Sprache“ einhergehen und erklären, weshalb es hochproblematisch ist, aktuelle Genderschreibweisen insbesondere für die deutsche Schriftsprache etablieren zu wollen, bevor ich auf weitere Probleme eingehen werde, welche mit einer „gendergerechten Sprachreform“ für den Spracherwerb entstehen. Abschließend möchte ich mich noch kurz zu einigen wesentlichen Thesen der feministischen Linguistik kritisch äußern und mich damit Kermanis Verteidigung des generischen Maskulinums anschließen.

1. Wenn das Gendern der deutschen Sprache deutschlandweit nicht bloß als Sprachtrend einer überwiegend akademischen Elite wahrgenommen, sondern stattdessen tatsächlich institutionalisiert werden soll, dann bedarf es einer einheitlichen Schreibweise. Diese gibt es jedoch bislang (noch) nicht, und sie stünde zudem in Bezug auf die deut-

sche Rechtschreibung und Grammatik vor gleich mehreren Herausforderungen. Zunächst gilt es zu klären, ob wir die Nennung der Geschlechter separieren („Lehrerinnen und Lehrer“) oder doch lieber mit Sonderzeichen arbeiten wollen (Lehrer*innen). Im ersten Fall wird ausschließlich zwischen zwei Geschlechtern differenziert, was heutzutage vielen Befürwortern einer „geschlechtergerechten Sprache“ nicht mehr ausreichen dürfte, da sich Menschen, die sich weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen wollen, dadurch häufig nicht repräsentiert fühlen. Die Einführung von Sonderzeichen stellt jedoch andererseits einen gewaltigen Eingriff in die deutsche Rechtschreibung und Grammatik dar. Wie etwa sollen sich noch der Genitiv Singular oder der Dativ Plural ausdrücken lassen („Die Aufgabe des/der Lehrer*s*in wird von den Schüler*n*innen bearbeitet.“)? Müssen Artikel und Pronomen immer mitgendert werden? Auch inhärent generische Personenbezeichnungen wie „der Mensch“ („die MenschIn“) oder „die Person“ („der Personer“) könnten problematisch in der Verwendung werden. Komposita und abgeleitete Adjektive stellen ebenfalls eine Herausforderung für das Gendern dar, nicht zu vergessen eingedeutschte Wörter wie „der Star“ („die Star*in“). Für all diese Probleme gibt es bislang keine zufriedenstellenden Lösungen vonseiten der Gendersprachbefürworter. Wie wir sehen, sind aktuelle Formen der Gendersprache weder sprachökonomisch noch kompatibel mit der deutschen Rechtschreibung und Grammatik.

2. Die Idee einer „geschlechtergerechten Sprache“ basiert auf dem Wunsch zur Inklusion. Doch was ist mit den ca. 6,2 Millionen in Deutschland lebenden funktionalen Analphabeten (Zahlen gemäß dem Bundesministerium für Bildung und Forschung), den Menschen mit Lese-Rechtschreibschwäche, Sehbehinderung und nicht zuletzt jenen mit Migrationshintergrund, die Deutsch als Zweitspra-

che lernen? All diese auch zahlenmäßig nicht-marginalen Gruppen stehen beim Erlernen der deutschen Rechtschreibung und Grammatik bereits unter normalen Umständen vor enormen Herausforderungen. Jede Form der Gendersprache wird diese Gruppen nur noch weiter exkludieren. Mit Rücksicht auf die zwölf Prozent der Erwachsenen mit geringer Literalität lehnt es der Rat für deutsche Rechtschreibung daher bislang auch ab, geschlechtergerechte Schreibung zu lehren. Aktuelle Formen der Gendersprache sind also ganz offensichtlich selbst diskriminierend und verstärken bereits existierende sprachliche Defizite, weshalb sie auch keinen Einzug in Schulen halten sollten.

3. Grundlegende sprachkritische Thesen von Gendersprachbefürwortern sind nicht haltbar. Luise F. Pusch, eine der bedeutendsten Vertreterinnen der feministischen Linguistik und Sprachkritik in Deutschland, führt vor allem zwei wesentliche Kritikpunkte in Bezug auf die deutsche Sprache an, welche von Gendersprachbefürwortern immer wieder aufgegriffen werden. Erstens werden ihrer Ansicht nach Frauen im Wortschatz benachteiligt (bspw. „man“ als Ableitung von „Mann“, der Begriff „Mannschaft“, usw.) und zweitens werden Frauen laut Pusch auch in der Wortbildung (bspw. „Lehrerin“ abgeleitet aus „Lehrer“, usw.) sowie in der Grammatik benachteiligt (bspw. durch das generische Maskulinum, bei dessen Verwendung Frauen angeblich immer nur „mitgemeint“ seien).

Allerdings sind beide Thesen nicht wirklich haltbar. In Bezug auf die erste These, dass Frauen im Wortschatz benachteiligt werden, gibt es zahlreiche Gegenbeispiele im deutschen Wortschatz zu verzeichnen, also Substantive, die feminin konnotiert sind (bspw. können dem „Vaterland“ oder dem „Vater Staat“ etwa die „Muttersprache“, die „Mutter Natur“ oder die „Mutter Erde“ gegenübergestellt werden, usw.). Es fehlt nicht nur an Studien, welche die

These Puschs untermauern; selbst wenn es sich tatsächlich so verhielte, dass Frauen im Wortschatz quantitativ eine Benachteiligung erfahren, würde eine Gendersprache zunächst einmal nichts daran ändern, da völlig neue Begriffe etabliert werden müssten. Zusätzlich müssten neben der Einführung neuer Begriffe auch zahlreiche Sprichwörter und Redensarten aus dem Wortschatz verschwinden bzw. konsequenterweise umformuliert werden (bspw. „Übung macht den/die Meister*in“, „Der*die Wo“ö“lf*in im Schafspelz“, usw.), was aus sprachlich-kultureller und ästhetischer Perspektive einen großen Verlust darstellen würde.

Die zweite These, die besagt, dass Frauen in Wortbildung und Grammatik benachteiligt werden, ist ebenfalls nicht haltbar. Sie basiert auf der fälschlichen Gleichsetzung des grammatischen Genus mit dem biologischen Sexus. Das Deutsche kennt drei Genera in Form von Maskulinum, Femininum und Neutrum („der Mensch“, „die Person“, „das Personal“, usw.). Diese sind recht willkürlich auf die Substantive der deutschen Sprache verteilt und stimmen, wie man anhand der genannten Beispiele sieht, auch meist nicht bzw. nicht ausschließlich mit dem biologischen Sexus überein und sind damit generisch, was bedeutet, dass es in der deutschen Sprache neben dem generischen Maskulinum natürlich auch das generische Femininum (bspw. „die Person“, „die Wache“, „die Koryphäe“, usw.) und das generische Neutrum gibt (bspw. „das Personal“, „das Lebewesen“, „das Kind“ usw.). Gendern würde bei generischen Personenbezeichnungen also keinerlei Sinn ergeben. Eine Ausnahme hierzu bilden Personen-, Familien- und Berufsbezeichnungen, bei denen Genus und Sexus für gewöhnlich übereinstimmen. Die Besonderheit der deutschen Sprache liegt nun darin, dass gerade bei Berufsbezeichnungen die feminine Form häufig durch Movierung des generischen Maskulinums entsteht. So existiert neben der generischen maskulinen Form „der Lehrer“ auch die movierte femini-

ne Form „die Lehrerin“. Eine solche Ableitung der femininen Form von der maskulinen wird von feministischen Linguisten wie Pusch kritisiert. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass es diese Form der Movierung auch umgekehrt gibt („die Witwe“ kann zu „der Witwer“ moviert werden, „die Hexe“ zu „der Hexer“, etc.). Im Deutschen treten die häufigsten Movierungen tatsächlich aber im Femininum auf, was bedeutet, dass es häufig generische Maskulina gibt, die keinen Sexus haben, durch Movierung jedoch eindeutig einen femininen Sexus erhalten können. Wenn die Movierung jedoch das eigentliche Problem für feministische Sprachkritiker darstellt, weshalb sollte man nicht ganz auf sie verzichten? Ein Lösungsvorschlag könnte darin bestehen, etwa einen Begriff wie „Lehrer“ ausschließlich generisch zu gebrauchen und den Begriff „Lehrerin“ nicht mehr zu verwenden. Wollte man nun das Geschlecht betonen, bliebe die Möglichkeit von „männlichen“ oder „weiblichen“ Lehrern bzw. Witwen zu sprechen. Denn auch auf maskuline Movierungen müsste dann konsequenterweise verzichtet werden. Zudem würde so das Geschlecht nicht mehr im Vordergrund stehen, was ja das Ziel einer „geschlechtergerechten Sprache“ und der überwiegenden Mehrheit der feministischen Sprachkritiker (der männlichen wie der weiblichen) sein sollte, während aktuelle Formen des Gendersprechs jedoch vor allem das Gegenteil bewirken und die Sprache sexualisieren. Allerdings stellt sich hier auch die Frage, ob der Verzicht auf Movierungen nicht einen ästhetischen Verlust für die deutsche Sprache darstellen würde. Das ist aus meiner Sicht zu bejahen.

Wie wir sehen, verursachen die aktuellen angeblich „geschlechtergerechten“ Sprachvarianten nicht nur zahlreiche linguistische und sprachdidaktische Probleme; sie sind selbst exkludierend für Deutschlerner und Menschen mit geringer Literalität; überdies sexualisieren sie die deutsche

Sprache, obwohl das Gegenteil wünschenswert ist. Grundlegende Thesen feministischer Sprachkritiker, welche eine Benachteiligung von Frauen in der deutschen Sprache zu konstatieren versuchen, sind nicht haltbar.

In diesem Sinne kann ich Kermanis abschließenden Worten nur beipflichten: Das Verschwinden des generischen Maskulinums bringt die Gleichberechtigung keinen Schritt voran, wohl aber, ergänzend hinzugefügt, neben diskriminierenden Auswirkungen einen großen sprachlichen, kulturellen und ästhetischen Verlust mit sich.

Stephan Habscheid

Freiheit und Verantwortung.

Geschlechtergerechter Sprachgebrauch in
sprachhandlungstheoretischer Perspektive

1. Das Thema ‚geschlechtergerechter Sprachgebrauch‘ gehört in der bundesrepublikanischen Gesellschaft der Gegenwart zu den „Triggerpunkten“ im Diskurs. Wie die Soziologen Steffen Mau, Thomas Lux und Linus Westheuser (2023) in einer groß angelegten empirischen Studie zeigen, lässt sich eine Spaltung und Polarisierung der Gesellschaft, wie sie für die Vereinigten Staaten von Amerika konstatiert wurde, für Deutschland zwar nicht belegen: In den verschiedenen Konfliktarenen, so die Autoren, formieren sich die Bürgerinnen und Bürger in unterschiedlichen sozialstrukturellen und kulturellen Zusammensetzungen zu Konfliktparteien, in diesen weisen hinsichtlich ihrer Einstellungen die Anhängerschaften verschiedener Parteien große Überlappungen auf. Die Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger nimmt bei Konfliktthemen mittlere Positionen ein, und die meisten Deutschen halten Kompromisse für erstrebenswert. Allerdings gibt es einige spezielle Themen, um die äußerst erbittert gestritten wird und an denen sich die Debattierenden regelmäßig in einen unüberbrückbaren Dissens „hineinreden“: die „Triggerpunkte“. So befürworten die meisten Menschen in Deutschland zwar eine Gleichstellung der Geschlechter – wenn es aber um die sogenannte „Gendersprache“, einen Triggerpunkt, geht,

stehen sich Befürworter und Gegner zumeist vollkommen unversöhnlich gegenüber.

2. Kein Wunder, wenn vor diesem Hintergrund in beiden Lagern Akteure auf den Gedanken kommen, die Angelegenheit durch staatliche Zwangs- bzw. Verbotsmaßnahmen effektiv zu regulieren: Aus Sicht der einen soll das sprachliche Gendern verbindlich vorgeschrieben, nach Auffassung der anderen strikt verboten werden. Beides freilich wäre eine beträchtliche Behinderung des demokratischen Diskurses selbst: Dieser ist auf eine Sprache angewiesen, in der sich (von sprachlichen Straftaten abgesehen) pragmatisch und, worauf Navid Kermani verweist, auch ästhetisch alles ausdrücken und erproben – und alles kritisieren – lässt. Der Streit *über* Sprache und *mit* Sprache, so hält es die Arbeitsgemeinschaft „Sprache in der Politik“ (2023) in einer Stellungnahme fest, ist für die Demokratie wesentlich: Sprache dient der perspektivischen Darstellung von kontroversen Sachverhalten, der Werbung um Zustimmung, der Kritik an konkurrierenden Sichtweisen und der für andere erkennbaren Selbst- und Fremdpositionierung. Aus dem Sprachgebrauch heraus etablieren und verändern sich Konventionen, die das wechselseitige Verstehen von Handlungen und Einstellungen ermöglichen. Wer die Demokratie schützen will, muss daher zuallererst die Freiheit des Sprachgebrauchs erhalten. So erläutert die AG „Sprache in der Politik“ in ihrer Stellungnahme zu einem Gender-Verbot für sächsische Schulen:

Wer das Wort ‚Sprecher*innen‘ schreibt, wissen wir, wird sich wohl kaum der AfD nah fühlen, wer von ‚Klima-Chaoten‘ spricht, nicht den Grünen. Der Streit um Wörter und um Sprachkonventionen ist daher – wie jeder Meinungskampf – ein wichtiges Kennzeichen funktionierender Demokratien. [...] Sprachgebrauchs-

verbote durch Institutionen, die mit politischer und rechtlicher Macht ausgestattet sind, hingegen unterdrücken diesen wichtigen, integralen Bestandteil des Meinungskampfs und schränken damit die Meinungsfreiheit ein. Sie passen nicht in demokratische Gesellschaftsordnungen und nicht in die Programmatik demokratischer Parteien [...]. Sie gehören ins politische Arsenal antipluraler, antidemokratischer Kräfte [...].

Das mag ein wenig überpointiert sein. Gleichwohl macht das erwartbare Gegeneinander von Vorschriften und Verboten je nach regierender Partei in Land oder Kommune das Problem deutlich, speziell im Fall politischer Themen, in denen die Gesellschaft von einem breiten Konsens weit entfernt ist. Akzeptiert werden von der AG „Sprache in der Politik“ nur solche Sprachregelungen, die kollektive Akteure wie Unternehmen oder Universitäten für ihre Mitglieder treffen: Die Mitgliedschaft beruht auf freiwilligen Entscheidungen und kann bei Dissens aufgekündigt werden. Allerdings tun nach meinem Dafürhalten auch Organisationen in demokratischen Gesellschaften gut daran, intern eine demokratische Kultur zu pflegen und sich mit ihren Mitgliedern über Fragen ihrer *Language Policy* zu verständigen. Zudem wären m. E. im Fall von Universitäten die Kommunikationsbereiche von Forschung und Lehre, die wie die Politik in der Demokratie in besonderer Weise der Freiheit des Wortes bedürfen, von Zwangs- und Verbotsmaßnahmen prinzipiell auszunehmen. Sicherlich hat der Staat das Recht, die Einhaltung des vom Rechtschreibrat bestimmten amtlichen Regelwerks für die deutsche Rechtschreibung für Behörden und Schulen vorzuschreiben, was – wie der Rechtschreibrat in einer Pressemitteilung vom 15.12.2023 ausführt – auch in der Hochschul-Ausbildung von Lehrkräften für öffentliche Schulen zu beachten sei. Ob die Hochschulen darüber

hinaus das Recht zur Abweichung von der amtlichen deutschen Rechtschreibung haben, sei umstritten. Es bleibt zu hoffen, dass im Fall einer absehbaren rechtlichen Klärung die z. T. bereits vom Rechtschreibrat selbst thematisierten Differenzierungen – „Kernbestand“ der Orthografie vs. Schriftsystem mit „Sonderzeichen“; Vermittlung von Rechtschreibkompetenz in den früheren Schulstufen vs. Reflexion von sprachlicher Variation, Kreativität und Entwicklung in den höheren Klassen; Unterrichts- vs. Bewertungspraxis; Vermittlung orthografischer Regeln vs. sprachwissenschaftliche Tätigkeit in akademischer Lehre und Forschung – angemessene Berücksichtigung finden.

3. Aus welchen Gründen gehört das Gendern zu den „Triggerpunkten“, um welche Einsätze geht es hier? Das Thema hat, wie Navid Kermani aufzeigt, eine zwischenmenschliche und eine politisch-kulturelle Dimension. In der Kommunikation zwischen Personen können Höflichkeit und Respekt auf dem Spiel stehen: Zum Beispiel kann – ungeachtet fundamentaler grammatiktheoretischer Kontroversen, die noch andauern – das generische Maskulinum zwar nicht in allen, aber in manchen Fällen (vgl. Zifonun 2018) so verstanden werden, als hielte man Menschen anderer als des männlichen Geschlechts für zu vernachlässigende Größen. Das kann für Betroffene, zumal für Angehörige von Minderheiten, schmerzhaft sein. Umgekehrt kann die sprachliche Würdigung geschlechtlicher Vielfalt auch zwischenmenschlich als eine elementare Handlung der Anerkennung und als Ausdruck von Zivilisiertheit im Umgang miteinander aufgefasst werden. Wer das für unerheblich hält, sollte einmal versuchen, die Perspektive zu wechseln. Letztlich stehen mit Respekt und Anerkennung elementare Grundlagen der interpersonalen Kommunikation auf dem Spiel. Strittig bleibt, wie ein geschlechtergerechter Sprachgebrauch sprachlich am besten umzusetzen

ist: Wird durch bestimmte Mittel geschlechtergerechter Sprache die Aufmerksamkeit auf die Form des Sprechens und den Beziehungsaspekt in der Kommunikation gelenkt, kann dies für eine Hervorhebung von Höflichkeit geradezu erwünscht sein, es kann aber je nach Situation auch als hinderlich für eine primär sachbezogene Verständigung erachtet werden. Problematisch kann es vor allem dann werden, wenn die Kommunikation durch geschlechtergerechte Sprache zu einer Kür des Schreibens und Lesens an den Grenzen der Grammatik wird – allerdings ist auch ein geschlechtergerechter Sprachgebrauch ohne generisches Maskulinum *und* Gendern schwieriger als manche behaupten. Wie mit solchen Dilemmata am besten umzugehen ist, wird in der interpersonalen Kommunikation am besten im Austausch zwischen den beteiligten Individuen ausgehandelt. Eine Option kann sein, nicht an jeder einzelnen Stelle von Interaktion bzw. Text, sondern vor allem zum „rituellen“ Beginn und zum Ende dafür Sorge zu tragen, dass – auf der Basis von Kooperation in der Sprecher- und der Hörerrolle – im Gesamtbild den sozialen Bedürfnissen der Beteiligten angemessen Rechnung getragen wird. In der politischen Dimension ist zu bedenken, dass gezielte zwischenmenschliche Diskriminierung und Respektlosigkeit oft nur der Anfang einer Entwicklung sind, die in eine Ausgrenzung ganzer Gruppen (z. B. Minderheiten mit Blick auf geschlechtliche Orientierung) und noch viel Schlimmeres münden kann. Hier geht es nicht nur um den Gegensatz von „konservativ“ und „fortschrittlich“ – skrupellose politische Akteure kochen mit der Diskriminierung von Geschlechtern ihr Süppchen aus Spaltung, Ressentiment und Hass. Nicht nur die Geschichte, sondern auch die unmittelbare Gegenwart geben allen Anlass, diese Gefahr ernst zu nehmen. Politisch zu handeln, kann in diesem Kontext bedeuten, sich – etwa in einer universitären Gemeinschaft – auch sprachlich mit denen zu solidarisieren, die Opfer von

Diskriminierung werden – nicht durch Gebote oder Verbote, sondern durch Parteinahme, Einspruch und Sensibilität im eigenen Sprachgebrauch. Auch die Wahrnehmung gruppengebundener Interessen, die in einem bestimmten Sprachgebrauch ihren Ausdruck findet, ist in einer durch Pluralität charakterisierten demokratischen Kultur selbstverständlich legitim.

4. Sprachtheoretisch betrachtet, geht es beim Gendern nicht nur um den Diskurs über den Zusammenhang von „Sprache und Weltbild“ (auf den hier nicht näher eingegangen werden kann). Sprache ist auch ein wesentlicher Teil von *Praxis*, kommunikativer und, insofern Sprechen und körperlich-materielles Handeln miteinander verwoben sind, u. U. weit über Kommunikation hinaus reichender Praxis. Ein problematischer Umgang mit Sprache kann mit alltäglicher Diskriminierung, ökonomischer Benachteiligung oder sogar Gewalt einhergehen. Wie Helga Kotthoff und Damaris Nübling (2018) in ihrem Buch *Genderlinguistik* zeigen, gehen die sprachliche Diskriminierung von Frauen und z. B. diejenige von homosexuellen Männern oft Hand in Hand, bis in das Sprachsystem hinein. Wenn Sprechen Handeln ist, wird man sich der sprachkritischen Forderung von Anatol Stefanowitsch (2018) grundsätzlich nicht verschließen können, es auch an allgemeinen moralphilosophischen Kriterien zu messen und im Fall sprachlicher Diskriminierung den Sprecher im Sinn der „Goldenen Regel“ auf der Grundlage eines Perspektivwechsels zu kritisieren. Dies sei umso notwendiger, wenn Diskriminierung im Wortschatz oder der Grammatik einer Sprache strukturell angelegt ist, wie z. B. durch Ethnophaulismen oder das generische Maskulinum im Deutschen.

5. Dies sind zunächst, wie die Forderungen der AG „Sprache in der Politik“, universalistische Maßstäbe. In seinem

Buch *Eine Frage der Moral – Warum wir eine politisch korrekte Sprache brauchen* spitzt Stefanowitsch (2018) die normativen Grundlagen einer linguistischen Sprachkritik zu, indem er eine universalistische Moralphilosophie mit identitätspolitischen Positionen verbindet: Nicht allein der Perspektivwechsel im Sinn der „Goldenen Regel“ kann nach Stefanowitsch diskriminierungsfreies Sprechen gewährleisten – vielmehr könnten unscheinbare Konventionen und eingespielte Routinen struktureller sprachlicher Diskriminierung nur unter Einbezug der betroffenen Gruppen in den Diskurs aufgedeckt werden. Die identitätspolitische Erweiterung der Sprachkritik ist nicht unwidersprochen geblieben. Im Diskussionsforum der *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* (2018) haben Clemens Knobloch und Anatol Stefanowitsch ihre kontroversen Standpunkte gegeneinandergestellt. Dabei ging es neben speziellen sprachtheoretischen Fragen auch um Argumente, wie sie in der Debatte über Kermanis Beitrag an der Universität Siegen eine Rolle spielten: Entsprechend der Auffassung, dass „nichts so aufklärend wäre wie eine linguistisch fundierte Moralisierungskritik von links“, rückt Clemens Knobloch „die fortdauernden sozioökonomischen Macht-, Ausbeutungs-, Abhängigkeits- und Kontrollverhältnisse in den ehemaligen Kolonien“ gegenüber den aus seiner Sicht harmloseren Spuren von Kolonialismus in der Sprache von westlicher Werbung oder Kinderbüchern in den Vordergrund. Er vermutet als tatsächliche Motive sprachkritischer Akteure billigen Distinktionsgewinn, Ablenkungsmanöver und Machtdemonstrationen im neoliberalen Konkurrenzkampf. Stefanowitsch verwahrt sich, meines Erachtens zu Recht, dagegen, von Minderheiten artikuliert sprachliche Diskriminierungserfahrungen einerseits und deren ökonomische Ungleichheit andererseits bzw. die Probleme hierzu und in anderen Teilen der Welt gegeneinander auszuspielen. Das eine schließt das andere jeweils nicht aus. Auf

individuelle Motive von Protagonisten des PC-Diskurses komme es dabei nicht an.

6. Ein weiteres Argument Knoblochs betrifft die Konfliktodynamik moralisierender Kritik in der Diskursformation der Gegenwart: So habe der Ausdruck „Political Correctness“ nicht von ungefähr eine schlechte Presse. In individualisierten Gesellschaften hätten moralische Kritik und vermeintliche Bevormundung einen schweren Stand. Auch würden – hier beruft sich Clemens Knobloch auf eine alte Einsicht konservativer Moralkritik – Konflikte durch Moralisierung eher verschärft, während sozioökonomische Konflikte grundsätzlich einer Verhandlung zugänglich seien. Diese Analyse mag dazu beitragen, den Status des Genderns als „Triggerpunkt“ zu erklären. Da, wie sich in anderen Konfliktarenen offenbar zeigt, konstruktivere Formen des Diskurses in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit der Gegenwart grundsätzlich möglich sind, bleibt nur die Hoffnung, dass sich ein vernünftig begründeter Appell an die Freiheit und Verantwortung von sprachlich Handelnden mit der Zeit mehr Gehör verschaffen kann. Sicher kommt es auch auf das Vorbild an: Gesellschaftliches Engagement ist eine Frage des verantwortungsvollen und, bei entsprechender Begabung und situativer Angemessenheit, anmutigen Sprachgebrauchs, nicht der Sprachnormierung. So verstehe ich auch die Argumentation und das Wirken des neuen Ehrendoktors der Universität Siegen, Navid Kermani.

Literatur

Vorstand der Arbeitsgemeinschaft „Sprache in der Politik“ & Jury der sprachkritischen Aktion „Unwort des Jahres (2023): *Diskursbrandmauern verteidigen!* – Eine Stellungnahme anlässlich des sogenannten „Gender-Verbots“ in Sachsen. <https://www.spra->

- che-politik.de/wp-content/uploads/Stellungnahme_Diskursbrandmauern.pdf (zuletzt abgerufen am 19.11.2023).
- Mau, Steffen, Thomas Lux und Linus Westhäuser (2023): *Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Kotthoff, Helga und Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr.
- Knobloch, Clemens (2018): „Gesagt, getan? Von den Tücken moralisierter öffentlicher Rede.“ In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 46 (3): 447–458.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (2023): *Geschlechtergerechte Schreibung: Erläuterungen, Begründung und Kriterien vom 15.12.2023*. <https://www.rechtschreibrat.com/geschlechtergerechteschreibung-erlaeuterungen-begrueundung-und-kriterien-vom-15-12-2023/> (zuletzt abgerufen am 03.12.2023).
- Stefanowitsch, Anatol (2018): *Eine Frage der Moral: Warum wir eine politisch korrekte Sprache brauchen*. Berlin: DUDEN Verlag.
- Stefanowitsch, Anatol (2018): „Replik auf Clemens Knobloch.“ In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 46 (3), S. 459–464.
- Zifonun, Gisela (2018): Die demokratische Pflicht und das Sprachsystem: Erneute Diskussion um einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch. In: *Sprachreport*, 34 (4), 44–56.

Sibylle Schwantag

La moitié des hommes sont des femmes.

Ein Blick nach Frankreich

„La moitié des hommes sont des femmes“
(Simone de Beauvoir).

In diesem Satz wird die vertrackte Identität von spezifischem und generischem Maskulinum besonders augenfällig. „Die Hälfte der Männer sind Frauen“? Das widerspricht der Realitätserfahrung, und daher muss das lesende/zuhörende Subjekt eine semantische Unterscheidung vornehmen, einschließlich einer „Bildertrennung im Kopf“, um zu verstehen: „Die Hälfte der Menschen sind Frauen“.

Das ist eine Anstrengung, die für so manche „hommes“ (Menschen) auch mit Emotionen (vor allem negativen) verbunden ist. Viele Frauen wollen sich nicht mehr damit begnügen, sprachlich nur „mitgemeint“ zu sein. Die Frage ist: Lässt sich ein solcher Stein des Anstoßes aus dem Weg räumen? „Betroffen“ in dieser Sache sind schließlich – rein rechnerisch – die Hälfte der „hommes“ (generisch) sowie die sie Unterstützenden aus der anderen Hälfte („hommes“, spezifisch). Und gebietet es nicht die schlichte Rücksichtnahme auf Menschen, die sich „betroffen“ fühlen, das zu versuchen?

Ich meine: Zumindest den Versuch ist es wert, und gefährlich ist es kaum noch (schlimmstenfalls ist ein medialer „Scheißsturm“ zu befürchten). In früheren Zeiten sah das anders aus: Für ihre *Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne* (1791), die sie für die Rechte der in der *Décla-*

ration des droits de l'homme (1789) nur ganz am Rand „mitgemeinten“, keineswegs jedoch gleichberechtigten Frauen verfasste, wurde die Revolutionärin Olympe de Gouges noch guillotiniert.

Dass der Sprachgebrauch der außersprachlichen (gesellschaftlichen) Wirklichkeit und den Begriffen (den „Bildern im Kopf“) folgt, diese aber gleichzeitig auch formt, diese Interdependenz macht wohl die Schwierigkeit bei der Neubildung „genderneutraler“ Sprachformen aus, vor allem in einer Phase, in der die Wahrnehmung der außersprachlichen Wirklichkeit und die darauf bezogenen Begriffe einen gewissen Vorsprung haben vor allgemein akzeptierten Sprachformen. Daraus ergibt sich Unsicherheit und Diskussionsbedarf (bis hin zu Aggression und Lächerlichmachen – Morde hat es deswegen glücklicherweise meiner Kenntnis nach noch nicht gegeben). Dass in einer solchen Phase sprachliche (und sprachpolitische) Verwerfungen entstehen und Diskussionen notwendig werden, ist nur folgerichtig. Ein Beispiel: Solange es keine weiblichen Hochschullehrenden gab, bestand natürlich auch kein Erfordernis, diese zu bezeichnen; die maskuline Pluralform bezeichnete daher – entsprechend der gesellschaftlichen Realität – ausschließlich Männer. Seit es aber weibliche Hochschullehrende gibt, muss der maskuline Plural „die Hochschullehrer“ als generisch herhalten – und die Hochschullehrerinnen bleiben sprachlich die Ausnahme, die sie gesellschaftlich nicht mehr sind. Aber muss das so bleiben? Ich denke: nein.

Um der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu folgen, muss die Sprache – genauer: der Sprachgebrauch – sich ändern. Da Sprache, zumindest die kodifizierte Sprache, jedoch schwerfällig ist, ist ein gewisser Druck erforderlich, um Widerstände zu überwinden, so wie in der gegenwärtigen Diskussion über das „Gendern“ – übrigens ein Wort, das ich als ästhetisch wenig ansprechend empfinde; wie wäre es

stattdessen mit einer Lehnübersetzung aus dem Französischen: „inklusiv sprechen/schreiben“?

Ein sprachpolitisches Eingreifen von außen oder sogar „von oben“ kommt ja in den Sprachen, die sich nicht un gelenkt entwickeln, durchaus vor. In Deutschland lenkt etwa die Schule, sie vermittelt die zum gegebenen Zeitpunkt als „richtig“ kodifizierte Grammatik und sucht „Falsches“ zu unterdrücken (damit auch den oft höchst kreativen Sprachgebrauch kleiner Kinder). Lenkungsfunktion hat(te) auch der Duden und, in seinem spezifischen, engeren Bereich, auch der Rat für deutsche Rechtschreibung.

In Frankreich gibt es nicht nur eine offizielle Instanz, die seit dem 17. Jahrhundert beauftragt ist, unter dem Aspekt des „bon usage“ über die „Reinheit“ der französischen Sprache zu wachen (die Académie française, errichtet 1635, Mitglieder sind die „Vierzig Unsterblichen“), sondern es gibt auch eine deutlich von oben lenkende Sprachpolitik. Die 1996 von der Regierung eingesetzte Terminologie/Neologie-Kommission, deren Ergebnisse im *Journal officiel de la République française* publiziert werden, hat unter anderem gendersensitive Berufs- und Amtsbezeichnungen entwickelt. Auch hält sie recht wirkungsvoll Anglizismen, das „franglais“, aus der französischen Sprache fern, vor allem durch Bildung von Neologismen (z. B. nicht computer oder *computeur, sondern „ordinateur“, nicht software, sondern „logiciel“, nicht chip, sondern „puce“, nicht mail, sondern „courriel“, nicht sms, sondern „texto“, alles in den täglichen Sprachgebrauch übernommen).

Die außersprachliche (gesellschaftliche) Wirklichkeit kannte lange schon Ministerinnen und auch schon einmal eine Ministerpräsidentin – Edith Cresson –, die sprachlich jedoch noch „Madame le premier ministre“ war, sie kannte Bürgermeisterinnen, Generalsekretärinnen und vor allem Gymnasiallehrerinnen, letztere noch viel länger. Bis jedoch die sprachliche Darstellung folgte und nicht mehr

von „Madame le ministre, Madame le maire, Madame le secrétaire général“ die Rede war, sondern von „Madame la ministre, Madame la maire, Madame la secrétaire générale“, bis dies geschah, brauchte es Diskussionen und Entscheidungen, die zunächst als ebenso willkürlich wahrgenommen wurden wie das hier in Rede stehende Gendern. Bis zuletzt lehnte die langjährige Vorsitzende der „Vierzig Unsterblichen“, Hélène Carrère d’Encausse, für sich die Amtsbezeichnung „la secrétaire perpétuelle de l’Académie française“ ab und bestand auf der maskulinen Bezeichnung „le secrétaire perpétuel de l’Académie française“. Mag sein, dass neben der Überzeugung von der generischen Funktion des Maskulinums auch die sozialhierarchisch durchaus unterschiedlichen Konnotationen von le und la secrétaire (analog im Deutschen) ein weiterer Grund für die Ablehnung waren. Die Begriffe und ihre Konnotationen brauchen eben Zeit, um der sich ändernden gesellschaftlichen Realität zu folgen ...

Kommt Zeit, kommt pragmatische Entwicklung: 2023 hat Frankreich mit Elisabeth Borne wiederum eine Premierministerin, der Sprachgebrauch ist gefolgt und hat ganz ohne Druck „Madame la première ministre“ akzeptiert. Das ist tatsächlich neu. (Hierzu im Deutschen analog die grammatisch eigentlich korrekte Form „die Premierministerin“ zu bilden, würde selbst ich nicht vertreten wollen ... glücklicherweise hatten wir ja in Deutschland keine Premierministerin, sondern eine Kanzlerin – „la chancelière“.)

Bei einer sehr häufig gebrauchten Berufsbezeichnung allerdings folgt der französische Sprachgebrauch schon lange auf quasi „natürliche“ Weise der gesellschaftlichen Wirklichkeit: Die „élèves“ (Schüler*innen, im Französischen neutral – sehr praktisch ...) sprachen schon längst von ihrer Lehrerin als „ma prof“, bevor die Sprachpolitik endlich folgte und „la professeure“ zuließ. (Übrigens lange nach dem Spanischen, das ohne jeden Komplex zu den

männlichen Bezeichnungen auf „-or“ seit langem die weibliche Form „profesora“ bildet und problemlos nach diesem Modell vorgeht, zum Horror der die Etymologie beschwörenden Puristen).

Aber *le.la prof* muss immer noch sehr genau hinschauen, wenn es um das grammatisch korrekte plurale Personalpronomen für eine Gruppe von *élèves* geht: Wenn nur ein einziger Junge in der im übrigen reinen Mädchengruppe zu sehen ist, ist von *la.le prof* das als generisch betrachtete maskuline „ils“ zu verwenden. Ich selbst verstoße in einem solchen Fall allerdings mit Freude gegen die Grammatik und entscheide locker nach Mehrheitsprinzip, ob ich „ils“ oder „elles“ verwende, was gelegentlich zu interessanten Diskussionen führt.

Zumindest dieses Problem hat das Deutsche nicht: Das Pluralpronomen „sie“ ist neutral. (Dieses ist übrigens, anders als Navid Kermani meint, kein Femininum, sondern im Lauf der Sprachentwicklung sind das neutrale Pluralpronomen und das Femininum Singular lautlich zusammengefallen.)

Hoch gehen die Wellen jedoch auch in Frankreich, was die „*écriture inclusive*“ betrifft, und da hat es das Französische schwerer als das Deutsche. Das Deutsche kann neutrale Partizipformen verwenden: die Studierenden, die Lehrenden. Zwar erhebt sich hierzulande gelegentlich noch Widerstand gegen diese höchst praktischen Formen, den ich auch bei Navid Kermani wahrnehme, jedoch ist die Verwendung des substantivierten Partizip Präsens eine akademisch seit Jahrhunderten bewährte Methode: Die „*students*“ – also die „Studenten“ – sind auch nichts weiter als der Plural des substantivierten Partizip Präsens („*studens*“) zum lateinischen Verb „*studere*“. Daher also sollte es keine unnötige pusillanime Scheu vor der erneuten Verwendung dieser Wortbildungsmethode geben, die nicht schöner oder hässlicher oder semantisch falscher ist als die historische.

Leider hilft diese Methode im Französischen nicht weiter, denn die auf entsprechende Weise aus Partizipien gebildeten Substantive haben auch im Plural ein grammatisches Geschlecht (les étudiantes/les étudiants; les enseignantes/les enseignants). Schreibe ich inklusiv „les étudiant.e.s“, „les enseignant.e.s“? Und auch hier die Frage: Wie spreche ich das aus? Die Diskussion ist offen ...

Welche sprachlichen Formen ich selbst verwende, das allerdings ist für mich nicht eine Frage „korrekter“ Grammatik, sondern eine Frage des gesellschaftlichen Kontextes, in dem ich spreche oder schreibe. Und noch viel mehr ist es für mich eine Frage der Höflichkeit, der Rücksichtnahme. Und dafür gibt es ja, wie wir von Navid Kermani gehört haben, ein illustres Vorbild: nämlich Gott selbst, der durch den Mund seines Propheten Mohammed in der zitierten Sure 33.35 gerade nicht eine generische Form verwendet, sondern ein spezifisches Maskulinum und ein spezifisches Femininum.

Chiara Weiß

Sprache, Macht und soziale Wirklichkeit: Über die Wichtigkeit des Genderns

Der gesellschaftliche und politische Diskurs um inklusive und gendergerechte Sprache ist nicht nur sehr dynamisch und emotional, sondern auch komplex und weitreichend. Die Debatte besteht aus so vielen vernetzten Argumenten, Positionen und strukturellen Problemen, dass es an dieser Stelle nicht möglich ist, die Bandbreite und Auswirkung in Gänze darzulegen oder gar abschließend zu bewerten. Um dennoch einen Versuch zu wagen und gleichzeitig meine Position darzulegen, möchte ich im Folgenden drei Thesen aus Navid Kermanis Festrede vom 12. Mai 2022 kritisch hinterfragen und meine persönliche Perspektive teilen.

1. „Sprache funktioniert also auch und gerade durch das, was nicht gesagt, aber von den Hörern mitgedacht wird.“ (Kermani, im vorl. Band, S. 37)

Wie aufmerksame Leser*innen merken, nutze ich das Gendersternchen. Das war nicht immer so, denn bei meinen ersten Berührungspunkten mit dem Thema habe ich es zunächst für kompliziert und unwichtig erachtet. Aber seit dieser Zeit habe ich zahllose Bücher gelesen, Menschen zugehört, mich vernetzt und meinen eigenen Standpunkt in gesellschaftlichen und feministischen Diskursen gefunden. Meiner Meinung nach geht es um das Erkennen und Aufbrechen bekannter, vertrauter und strukturell verstärkter,

patriarchaler Muster und Strukturen. Es ist ein mitunter unbequemer Prozess, der voraussetzt, die eigenen Privilegien zu reflektieren, und der eine ernüchternde Wirkung haben kann: Er führt nämlich zur Schlussfolgerung, dass wir noch weit entfernt sind von einer gleichberechtigten und emanzipierten Gesellschaft. Aus diesem Grund stellte sich für mich vor einigen Jahren die Frage: Möchte ich eine inklusive (Schrift-)Sprache verwenden? Die Antwort lag auf der Hand: Natürlich möchte ich das! Es ist für mich eine Selbstverständlichkeit, niemanden bewusst auszuschließen – und das beginnt bei meinem Sprachgebrauch.

Diese kleine Veränderung, um die ich mich seither in meiner Sprache bemühe (korrekt zu gendern gelingt nicht immer, aber es ist ein Prozess, und ich lerne noch immer gerne dazu), hatte für mich überraschenderweise zur Folge, dass sich auch mein Selbstverständnis verändert hat, dass ich kritischer geworden bin. Ich fühle mich nicht mehr gesehen, nicht mehr angesprochen, wenn von *Lesern*, *Hörern* oder *Studenten* die Rede ist. Nun mag an dieser Stelle das Argument vorgebracht werden, dass das generische Maskulinum keinen Bezug oder Hinweis auf das Geschlecht besagter *Leser*, *Hörer* oder *Studenten* habe. Es sei ein neutraler Ausdruck, der weibliche, männliche und alle weiteren Geschlechter umfasse. Es seien doch alle *mitgedacht*.

Mitgedacht. Oder oft auch: mitgemeint. Ein Wort, das sämtliche Identitäten, Individuen und Lebensrealitäten dem vermeintlich neutralen generischen Maskulinum unterordnet. Aber ich möchte endlich nicht mehr nur *mitgemeint* sein, ich will *gemeint* sein.

Natürlich stimmt es, dass Sprache auch „durch das, was von den Hörern mitgedacht wird“, (Kermani, im vorl. Band, S. 32) funktioniert. Aber an dieser Stelle muss differenziert werden: Es ist ein Unterschied, ob eine Aussage absichtlich so formuliert und gewählt ist, dass für Rezipient*innen

Raum für individuelle Interpretationen zugelassen wird, oder ob Sprache aktiv Teile der Gesellschaft ausgrenzt, gar nicht erst anspricht und nur *mitdenkt*. Außerdem: Nur, weil das gängige Argument lautet, im Begriff *Zuschauer* seien alle mitgemeint, so heißt das aber noch lange nicht, dass auch alle mit*verstanden* sind. Ein Punkt, auf den ich im nächsten Abschnitt zurückkomme.

Dementsprechend geht es bei gendergerechter Sprache nicht darum, das Geschlecht der Person in den Vordergrund zu stellen, sondern die Person als Individuum wahrzunehmen und zwar auf eine Art und Weise, mit der diese Person sich identifizieren kann.

2. „Die Vielfalt, die Ambivalenz, die Widersprüchlichkeit der menschlichen Natur und ihrer Wahrnehmung auszudrücken, ist nicht Aufgabe unserer Alltagssprache, und schon gar nicht ist es die Aufgabe irgendeiner behördlichen oder akademischen Instanz.“ (Kermani, ebd.)

Sprache und Schrift schaffen Repräsentanz und Sichtbarkeit. Dies gilt insbesondere bei gendergerechter Sprache und daher auch insbesondere für diejenigen, die sich von den vorherrschenden, binären Geschlechterstrukturen ausgeschlossen fühlen. Denn beim Gendern ist nicht nur für männlich und weiblich Platz, sondern für alle, egal, welcher sexuellen Orientierung oder welchen Geschlechts. Eine Kleinigkeit wie ein Gendersternchen oder ein Glottisschlag machen Sprache und Schrift für diese Menschen so zu einer weniger ausgrenzenden Erfahrung. Natürlich erwartet niemand, dass plötzlich jede*r korrekt gendert, darum geht es aber auch gar nicht. Doch gerade von öffentlichen und behördlichen Instanzen sollte dies ausdrücklich erwartet werden können, denn diese Instanzen haben in solchen Fällen eine Vorbildfunktion. Gleiches gilt für den akademischen Raum und für Bildungsinstanzen aller Art.

Eine inklusive Sprache zwingt niemandem eine Identität auf, im Gegenteil: Sie erlaubt Raum für Entfaltung. Sie ermöglicht eine Perspektivenvielfalt, die „eine Notwendigkeit [ist], wenn wir sehen wollen, was *ist*.“ (Gümüşay 2023, S. 28) Denn erst wenn es möglich ist, sich von den patriarchalen Strukturen, Vorgaben und Einflüssen zu befreien und zu distanzieren, ist auch eine Vielfalt an Identitäten möglich. Um diese Vielfalt und Freiheit zu erreichen, muss zunächst ein neuer Raum geschaffen werden, der frei ist vom Patriarchat und struktureller, selbstverständlicher Männlichkeit. Solange aber das generische Maskulinum, das Sprache nicht pragmatischer, schöner oder präziser, sondern schlicht männlicher macht, als ‚neutrale‘ Form erachtet wird, ist dieser Schritt nicht umsetzbar.

Denn durch unsere Sozialisation in einer patriarchalen Gesellschaft verbinden wir durchaus ein bestimmtes Geschlecht mit den maskulinen Formen, das lässt sich nicht bestreiten. Verschiedene Studien belegen darüber hinaus, dass „[...] der Gebrauch des generischen Maskulinums zu einem geringeren gedanklichen Einbezug von Frauen im Vergleich zu alternativen Sprachformen“ führt (Stahlberg und Sczensy 2001, S. 137).

Das bedeutet, dass Bezeichnungen wie *Chirurg* oder *Richter* vielleicht theoretisch alle Identitäten und Geschlechter mit*meint*, diese aber praktisch nicht mit*verstanden* werden; und genau hier liegt das Problem. Insbesondere Alltagssprache beeinflusst nicht nur, was wir denken, sondern prägt unbewusst auch Annahmen über das Geschlecht – und damit Vorurteile, die tief in unserer Gesellschaft verwurzelt sind. Diese gilt es ausfindig zu machen und aufzubrechen.

3. „Sprache ist ein Ausdruck von Wirklichkeit, auch von sozialer Wirklichkeit und gegebenenfalls Ungleichheit, aber sie ist kein Instrument, um die Wirklichkeit zu verändern.

Außer in totalitären Systemen verändert sich die Sprache von selbst mit der Wirklichkeit mit“ (Kermani, ebd. S. 33).

Es ist durchaus richtig, zu behaupten, dass Sprache dynamisch ist und sich stetig weiterentwickelt. So gibt es immer wieder Wörter, die aus dem alltäglichen Sprachgebrauch gestrichen werden (man denke an das *N-Wort* oder *Z-Wort*), wohingegen andere neu aufgenommen werden (*gendern*, *Coronaschnelltest*). Letzteres passiert in den meisten Fällen automatisch und ohne große Gegenrede.

Allerdings sind doch das Gendern sowie die Vermeidung der Reproduktion rassistischer Begriffe der beste Beweis dafür, dass Sprache durchaus die Wirklichkeit verändern kann. Natürlich löst eine Veränderung in der Sprache allein keine grundlegenden sozialen Probleme, dafür ist das System, in welchem diese Probleme entstanden sind, zu komplex und vielschichtig. Aber inklusive Sprache hat dennoch einen Effekt, den es nicht zu unterschätzen gilt: Was sich verändert, ist das Selbstverständnis derjenigen, die sich nun endlich als Teil des gesellschaftlichen Diskurses fühlen.

Ein Beispiel dafür, wie wichtig dies sein kann, ist der auf Tarana Burke zurückgehende Slogan „Me too“. Eine Bewegung, die ursprünglich afroamerikanischen Frauen ermöglichte, ihre Erlebnisse sexualisierter Gewalt zu teilen, um Aufmerksamkeit und Bewusstsein für die Thematik zu schaffen und zu sensibilisieren. Später ging die Phrase als Hashtag *#MeToo* in sozialen Medien viral und ermöglichte zahlreichen Betroffenen von sexuellem Missbrauch, Diskriminierung, Machtmissbrauch, Gewalt und Belästigung ihre Geschichten zu teilen.

Neben all den Krisen und bedrückenden Ereignissen unserer Zeit, sollte mehr Sichtbarkeit für weiblich gelesene Personen sowie Personen der LGBTQAI* Community im öffentlichen Raum eine Entwicklung sein, die gefeiert wird. Denn es ist ein wichtiges Unterfangen, das mittlerweile auf

unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichsten Varianten (bspw. durch Umbenennung von Straßen und Plätzen oder durch Erweiterung des Literaturkanons oder der Curricula an Schulen und Universitäten) vorzufinden ist. Dies ist eine zu begrüßende Entwicklung, die hoffentlich langfristig dafür sorgt, dass verinnerlichte Stereotype, egal ob sie Herkunft, Aussehen, Glauben, sexuelle Orientierung oder Geschlecht betreffen, abgebaut werden können. Denn: Representation matters – in every way!

Vielleicht macht das Gendern unsere Sprache komplizierter. In jedem Fall ist es jedoch ein Prozess, die eigene Sprache zu reflektieren und anzupassen (und natürlich sind bestimmte Privilegien vorausgesetzt, damit man sich mit dieser Thematik eingehender beschäftigen kann – was an sich schon einen Fehler im System markiert).

In keinem Fall sollten wir aber die Komplexität der Thematik als Vorwand nehmen, ganz darauf zu verzichten, uns um gendergerechte Sprache zu bemühen.

Literatur

Gümüşay, Kübra (2023). unlearn sprache. In: Lisa Jaspers, Naomi Ryland, Silvie Horch (Hg.), *Unlearn Patriarchy* (S. 17–36). Berlin, Ullstein Buchverlage, 8. Auflage.

Stahlberg, Dagmar, Sczesny, Sabine (2001). Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen, in: *Psychologische Rundschau* 52, S. 131–140.

Kai-Uwe Carstensen

Das generische Maskulinum – rational betrachtet*

Der Kognitionswissenschaftler Steven Pinker beginnt sein Buch *Rationality. What it is, Why it seems scarce, Why it matters* mit der Aussage „Many act as if rationality is obsolete – as if the point of argumentation is to discredit one’s adversaries rather than collectively reason our way to the most defensible beliefs“ (xvi). Als Gegenmodell zu solch einem Verhalten verweist er auf das südafrikanische Volk der San und zeigt, dass dessen Angehörige ihr Überleben nichts Geringerem als einem „scientific mindset“ (Pinker) verdanken: Beim Jagen werten sie die verschiedensten Hinweise wissenschaftlich und abwägend im Hinblick darauf aus, wann, wo und wie sie ihre Beute erlegen können; meist unter heftig klickendem Palaver, da sich jeder einbringen kann. Dies ist evolutionär gesehen offensichtlich erfolgreich, denn Individuen mit grundlosen Meinungen („der Kudu wird wohl in die Wüste gelaufen sein“) oder ineffektiven Gesprächen (so dass die Antilope längst entflohen war) haben sicher nicht überlebt.

Obwohl unsere moderne Zivilisation auf Prinzipien der Rationalität basiert (logisches Schließen, Dialektik etc.)

* Ein herzlicher Dank für hilfreiche Kommentare geht an Marius Albers und Christian von Tschilschke. Ich widme diesen Beitrag unserem scheidenden Rektor Holger Burckhart, der einmal weise sagte: „Rationalität bedeutet nicht, dass es immer nur ein Ergebnis gibt“ (pers. Komm.).

und diese zumindest in demokratischen Systemen institutionalisiert worden sind (Rechtsprechung, Staatsführung etc.), scheint der evolutionäre Druck so stark abgenommen zu haben, dass in Debatten zunehmend weniger fundierte Meinungsäußerungen vorgebracht werden. Zum Beispiel in Kontroversen über den Umgang mit einem neuen Virus, das Vertrauen in einen orange-gesichtigen blondbeschopften Dauerlügner oder die Notwendigkeit, einem aus Großmachtsucht überfallenen souveränen Nachbarstaat zu helfen. Oder eben über die Bewertung des generischen Maskulinums (GM) als Teil der Genderdebatte.

Der Beitrag Navid Kermanis zum GM setzt nun einen markanten Kontrapunkt zu dieser Entwicklung. Er zeichnet sich dadurch aus, gerade *keine fest gefasste Meinung* zu propagieren und keinen fixen Standpunkt einzunehmen, sondern *ergebnisoffen* zu sein. Ein solches Fehlen von Festgelegtem und Bestimmendem als Unvoreingenommenheit kann immerhin als die Voraussetzung für Objektivität sowie als Ideal rationaler Erörterung gelten.

Kermani stellt das GM fundiert als einen gleichzeitig positiv und negativ bewertbaren Gegenstand dar. Auf diese Weise kultiviert er die Frustrationstoleranz gegenüber einem paradoxen Thema, die andere oft mit ihrer frustrierenden Intoleranz als Kult vermissen lassen. Dabei ist es ein kluger Trick von ihm, erst einmal nur sokratisch die Frage nach dem Verbleib des GM zu stellen. Wir als Leser^o dürfen/können/müssen/sollen dann selbst eine Antwort darauf finden. Jeder^o auf seine Weise (zum „^o“ später).

Die gesellschaftliche Debatte, aber auch die Debatte im Anschluss an die Rede Navid Kermanis (Online-Forum der Universität Siegen) zeigen, dass diese Antworten äußerst unterschiedlich ausfallen. Meist als Meinungen formuliert, oft sogar ausführlich begründet und dann über Medienplattformen verbreitet. Wobei es mich als (Computer-)Linguisten schon erstaunt, dass als einschlägige Quelle zu dem

linguistischen Thema gehäuft auf ein Video einer *YouTube*-*rin* (s. Video Alicia Joe*) verwiesen wird.

Grob lassen sich fünf Lager in der GM-Kontroverse identifizieren: zwei Extreme („mit dem GM fühle ich mich als Frau nicht mitgemeint“ vs. „das GM ist völlig ok, Gendern ist Sprachverhöhnung/Neusprech“), jeweils ein gemäßigtes Lager sowie die neutral-ambivalenten Anhänger des „sowohl-als-auch“, zu denen ich mich zähle. Dabei zieht sich die Debatte zwischen GM-Vertretern (GMV) und -Kritikern (GMK) durch alle Geschlechter und Lebensbereiche (s. die Unterschriftensammlung auf <https://www.linguistik-vs-gendern.de> gegen vorschnelle Institutionalisierung und per Richtlinien vorgegebene GM-Alternativen) und sogar durch die Sprachwissenschaft (Genderlinguistik vs. Mainstream-Linguistik).

Das gefühlte Nichtmitgemeintsein bei maskulinen Endungen („Leser“) bildet unter der Rubrik „Geschlechtergerechtigkeit“ den GMK-Pol, und tatsächlich ist es schlicht ein Faktum, dass hier scheinbar eine „Ungerechtigkeit“ in der Sprache qua linguistischer (Un-)Markiertheit besteht. Am GMV-Pol wird nicht nur das „Neusprech“ selbst kritisiert, sondern insbesondere auch dessen Institutionalisierung in öffentlichen Einrichtungen und Medien als Machtmissbrauch angeprangert.

Man merkt sofort: Beide Lager setzen unterschiedliche Schwerpunkte und reden letztlich aneinander vorbei. Das ist schon ärgerlich genug, unglücklicherweise sind die Themen aber zudem kausal miteinander verknüpft und temporal geordnet, was zu missachten einen Kardinalfehler jeglicher Argumentation darstellt. Machtmissbrauch müsste erst einmal in der Durchsetzung primär männlich dominierter Strukturen und Denkmodelle insbesondere durch den Monotheismus (man denke an die Protoasym-

* <https://www.youtube.com/watch?app=desktop&v=aZaBzeVbLnQ>

metrie von der Erschaffung Evas aus Adams Rippe) oder das Patriarchat gesucht werden. Frauen und andere benachteiligte Gruppen haben sich seither Gleichberechtigung in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen (Bildung, Arbeit, Politik, Sport etc.) erst mühsam erkämpfen müssen. Dass einige das auch im Bereich „Sprache“ versuchen, halte ich daher primär nicht für kritikwürdig. Trotzdem erscheinen die GMK eher als die „letzte Generation“ der Genderdebatte: eigentlich aller Ehren wert, durch ihre Aktionen aber von vielen zum Hassobjekt degradiert (man kennt das in entsprechender Form auch als „victim blaming“ in kausalitätswirren Auseinandersetzungen).

Die Einwände der GMV sind zahlreich, prominent ist der Verweis auf Personen/Frauen, die gar kein Problem mit dem GM haben. Hierzu fällt mir Voltaires *Candide* ein. Dessen Hauptfigur erlebt auf seiner Odyssee die schrecklichsten Dinge, findet das aber lange völlig in Ordnung. Die Moral: Wenn man nicht gelernt hat oder willens ist, Sachen zu hinterfragen, kann man Probleme eben leicht übersehen bzw. ignorieren. Ansonsten bemängeln die GMV vor allem die GMK-Lösungen und deren Umsetzung, lehnen schließlich empört alles ab und schütten so das Problemkind mit dem Bade aus.

Auf der GMK-Seite lässt sich tatsächlich ein kritikwürdiges Walten von Institutionen und Interessenvertretungen beobachten, das wohl im standardisierten generischen Femininum an Universitäten wie Potsdam und Leipzig seinen markantesten Ausdruck gefunden hat. Neueste Perzeptionsstudien zeigen allerdings, dass solche Schreibweisen zum selben Gefühl des vermindert Mitgemeintens bei Männern führen (s. Gelitz 2022: „Das Gendersternchen kehrt das Problem um“). Ein gewachsenes Sprachsystem aufgrund des Willens weniger durch Richtlinien für alle (zumindest im jeweiligen Bereich) kurzerhand ändern

zu wollen, ist unabhängig davon ein recht fragwürdiges Unterfangen.

Angesichts der kausalen Verwirrung, der gegenseitigen Ignoranz und des jeweiligen Aktionismus beider Lager stellt sich die Frage: Was ist eigentlich der Kern des Problems? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Korrektheit hier ein Antwortversuch: Eine maskuline Endung dient als unmarkierte Form der Kennzeichnung geschlechterübergreifender Verwendungen eines Wortes (insbesondere bei Berufsbezeichnungen oder nomina agentis wie *Leser*). Ist es also die Endung selbst? Eine vielleicht idiosynkratische Entscheidung, die jetzt endlich einmal korrigiert werden kann?

Kurze Antwort: Nein. Bestimmte Muster in der Sprache (wie das GM) entstehen als Resultat vieler individueller Sprechweisen wie die Trampelpfade von Kudus in der Steppe (s. Rudi Kellers Theorie der „unsichtbaren Hand“). Sie basieren zwar auf den Entscheidungen Einzelner in ähnlichen Situationen, sind aber weder von den Individuen geplant noch lassen sie sich direkt auf diese zurückführen. Hätten Männer die Fürsorge für Haus, Kinder und Hof gehabt und die Frauen die Berufe diversifiziert, hätten wir analog jetzt vielleicht die Maurin, Gerbin, Kesselmachin, Arztra, den Handwerkerin und Krankenbruder etc. Der „Fehler“ liegt in der Sprachökonomie, eine motivierte, aber nicht-neutrale Form als unmarkierte Endung zu verwenden. Demnach ist die Endung tief in der menschlichen Sprachkultur verwurzelt und bietet sich mitnichten aufgrund moderner Befindlichkeiten für spontane Änderungen oder Ergänzungen an.

Es ist also eher die *Unmarkiertheit* der Endung, die als Kern der GM-Problematik gelten sollte. Hier sind die GMK in die Falle getappt, überwiegend Lösungsvorschläge zu propagieren, die auf eine Parität der Endungen („Bürger:in“, „Bürger oder Bürgerin“) abzielen und so den

Sprach(ökonomie)prinzipien widersprechen und/oder in verschiedener Hinsicht verkomplizieren, verwirren oder unangemessen sind. Vorausgesetzt, man akzeptiert die historisch motivierte maskuline Endung als Basis geschlechterübergreifender Kennzeichnung, so reicht es eigentlich aus, sie im generischen (alternativ: spezifisch männlichen) Fall als solche zu markieren.

Aus der Dialektforschung kennt man nun Möglichkeiten, gleich erscheinende Wörter sprachlich doch noch zu unterscheiden: Beispielsweise wird „Schteen“ für *Stein* und *Steine* im Kölner Raum oft entweder mit einem starken Tonabfall oder mit einem nicht-abfallenden Singsang ausgesprochen (sog. „Tonakzent“). Analog dazu sollten sich lautliche Pendanten zur Markierung der Unmarkiertheit beim GM finden lassen.

Vorschlag für das *geschriebene* GM: Verwendung des Gradzeichens „°“. „Diebe°“ bezeichnete dann immer betreffende Angehörige *jeglichen* Geschlechts. Entsprechend würde man bei „Diebe“ sofort wissen, dass es sich um Männer handelt. Dies wäre demnach ein kleines Zeichen für ein Wort, aber ein großes Symbol für die Sprachgemeinschaft. Sicherlich bin ich nicht der Erste, der so einen Vorschlag macht; jedoch jemand, der ihn nach rationaler Betrachtung als Option ernst nimmt. Ich überlasse es allerdings dem Leser°, sich dessen Nachteile zu überlegen.

Betrachten wir die GM-Kontroverse jetzt als Ganze: Geschlechtergerechtigkeit, ihren eigentlichen Gegenstand, nicht ernst zu nehmen in einer Zeit, in der Frauen immer noch diskriminiert werden, ist mehr als problematisch, mit Blick auf Afghanistan, Iran usw. sogar intolerabel und in verschiedener Hinsicht unmodern. Modernität hat wiederum eher etwas mit jüngeren, letzten Generationen zu tun: Während sich selbst die Feministin Alice Schwarzer von der gendernden Formenvielfalt überfordert zeigt, bringt

jemand wie Carolin Kebekus jede neue Binnen-I-Variante umgehend an den Mann°.

Die kontroversenerzeugenden Kardinalfehler sind meiner Ansicht nach die folgenden: Der Großteil der Linguisten in ihrem Elfenbeinturm ignorierte bzw. marginalisierte die Genderdebatte, so dass sich die Diskussion in linguistischen Randgruppen abspielte. Gleichzeitig fühlten sich institutionelle Teile der Gesellschaft genötigt, diese doch positiv-woken Tendenzen aufzugreifen und umzusetzen. Das Resultat ist nicht nur das Formen- und Richtlinienchaos an sich, sondern auch das große Fragezeichen, was davon, wenn überhaupt, wie weit gerechtfertigt ist. Der öffentliche Aufruf/die Unterschriftensammlung („Linguisten-Initiative“, s. o.) ist schließlich der verzweifelte Versuch, gegen diese Sprachkanalisierung die Reißleine zu ziehen.

Was also tun? Zur Beziehung von Rationalität („Erreichen eines Ziels durch Rückgriff auf Wissen“) und Gerechtigkeitsfragen sagt Pinker, „none of us [d. h., vom Justizangestellten° bis zum Universitätspräsidenten°], thinking alone, is rational enough to consistently come to sound conclusions“ (ebd., xv), stellt aber fest: „It will be sound arguments [...] that we will need to ensure that moral progress will continue“ (ebd., 340). Diese Argumente müssen natürlich gelesen/gehört und *verstanden*, und nicht einfach negiert, ignoriert, verdrängt oder gleich wieder vergessen werden (eine beliebte, von der Politik vorgelebte Diskursmethode ist ja die, dem Opponenten freundlich zuzuhören, im direkten Anschluss aber das exakte Gegenteil als Selbstverständlichkeit in den Raum zu stellen). Auch sollten rational geführte Debatten per definitionem in jedem Fall irgendwann zum Ziel führen, um perpetuierendes Aneinandervorbeigerede zu vermeiden. Wer hier allerdings zu früh bzw. immer einen *Konsens* als Ergebnis verlangt, darf sich über dessen mindere Qualität nicht wundern. Manchmal hat eben doch nur *eine* Partei recht.

Pinker spricht übrigens selbst Coronaleugnern und Verschwörungsanhängern eine gewisse Rationalität gar nicht ab. Nur operieren sie seiner Ansicht nach nicht durchgehend mit beobachtbaren oder erwiesenen Fakten, sondern mit einem „mythological mindset“, das sich letztlich mit den Aussagen und Erzählungen anderer oder mit sporadischer Gegenevidenz („Klimawandel? Bei dem nasskalten Sommer? Blödsinn!“) begnügt. So lassen sie nicht nur das wissenschaftliche Widerlegungsprinzip vermissen, sondern ihre Aussagen selbst sind auch noch erheblich schwerer zu widerlegen („Brandolinis Gesetz“). Der Übergang ist allerdings fließend, und schon der obige Verweis auf die YouTuberin kommt einer mythologischen Kompetenzzuschreibung gefährlich nahe. Das allgemeine Fazit lautet jedenfalls: Die Klärung gesellschaftlich relevanter Fragen sollte kollektiv-rational *begründet* sein und sich nicht an den *Meinungen* Einzelner orientieren.

Wir sind somit bei der entscheidenden Fragestellung angelangt, die die Linguistik eigentlich kompetent mit dem Rest der Gesellschaft klären sollte, ganz ohne Denkverbote und überhastete Institutionalisierung: Wollen wir unsere Sprache, teils von Hornochsen^o und meinungshoheitbeanspruchenden Platzhirschen^o angeführt sowie von aufwallenden Emotionen geleitet, in die eine oder andere Richtung blind trampeln lassen, oder wollen wir im 21. Jahrhundert bewusst und rational auf die Bestimmung der Sprachpfade Einfluss nehmen? Wir tun dies sowieso schon bei den Ausdrücken zur Vermeidung von Diskriminierung (z. B. im Fall der N-Wörter), durch aktuelle Empfehlungen für geschlechtergerechte bzw. gendersensible Sprache usw. Außerdem existieren Analoga für den Eingriff in natürliche Prozesse in anderen Bereichen (CRISPR/Cas, KI).

Ein moderates Gärtnern sprachlicher Trampelpfade ist demnach angebracht, auch wenn Navid Kermani vor zu hohen Erwartungen warnt: „Zu meinen, man könne mit-

tels der Sprache jederzeit jedem Angesprochenen gerecht werden, verkennt nicht nur ihr Wesen; es legt die Angesprochenen überhaupt erst fest auf eine Identität“.

Konkret könnte man jedenfalls mit dem GM, dem Unmarkiertheitskennzeichner „^o“ sowie *ausdiskutierten* Ambi-/Pluri-/Omnigeschlechtsausdrücken (inklusive ausgewählter angemessener Glottisschlag-Symbole) mehrere sprachliche Mittel lizenzieren und dann schauen, was passiert.

Allerdings, bei aller Diskussion um das GM und seinen Verbleib: Sprache ist letztlich nur „Ausdruck [bzw. Anzeichen] gesellschaftlicher Entwicklungen“ (Kermani), nicht (alleiniges) Mittel zum Zweck. Gefragt ist demnach vor allem *außersprachliches Handeln*, will man nicht nur sprachkulturelle Kosmetik betreiben, sondern tatsächlich etwas bewirken.

In diesem Sinn kann ich Kermani nur zustimmen, wenn er abschließend schreibt: „In einer gleichberechtigten Gesellschaft müsste [sic!] man vom generischen Maskulinum nicht mehr abweichen. Umgekehrt bringt sein Verschwinden die Gleichberechtigung keinen Schritt voran.“

Wie auch immer wir Debatten über (Geschlechter-)Gerechtigkeit, Klimawandel oder das GM führen: Wir sollten jedenfalls stets bestrebt sein, nicht denen blind vertrauend zu folgen, die uns in die Wüste schicken wollen.

Literatur

- Gelitz, Christiane (2022). Das Gendersternchen kehrt das Problem um. *Spektrum Psychologie* 4. 8–9. Zugriff am 10.12.2023 unter: <https://www.spektrum.de/news/gendern-mit-sternchen-kehrt-das-problem-um/2000167>
- Pinker, Steven (2021). *Rationality: What It Is, Why It Seems Scarce, Why It Matters*. Penguin.

Peter Menck

Glasperlenspiele?

Die Herausgeber erwarten, dass die Beiträger sich streng an die Vorgabe des Vortrags halten. Den lese ich als einen sprachlich und rhetorisch sehr ansprechenden Essay. Ich sehe Navid Kermani auf seine – im weitesten Sinne – Sprach- und Sprechpraxis blicken, wie er da dem generischen Maskulinum begegnet. Er erzählt, wie er *für sich* mit dem Für und Wider praktisch umgeht. Ein schöner, dem Anlass entsprechender Vortrag, ein zum Nachdenken anregender Essay. Hielte ich mich nun an jene Vorgabe, so müsste ich die Literaturgattung wechseln und entweder eine Eloge oder eine wissenschaftliche Abhandlung liefern. Das fände ich nicht angemessen, einmal davon abgesehen, dass ich auf beiden Feldern nicht eben ein Könnner bin. Stattdessen werde ich einen der besagten Gedanken weiter-spinnen und daraufhin erläutern, was mich zu den ziemlich grobschlächtigen Bemerkungen bewogen hat, mit denen ich mich an der Diskussion auf dem Diskussionsforum an der Universität Siegen beteiligt habe.

„Sprache ist ein Ausdruck von Wirklichkeit, auch von sozialer Wirklichkeit und gegebenenfalls Ungleichheit, aber sie ist kein Instrument, um die Wirklichkeit zu verändern“, so schreibt Navid Kermani. Dem Vordersatz wird kaum jemand widersprechen. Anders ist das mit der „Veränderung“, sind doch die linguistischen Ausflüge in diese Wirklichkeit, also in das Zusammenleben von Menschen in unserer Gesellschaft, geradezu ein Motor der Diskussion, aus der er einen zentralen Topos aufgreift, eben das generische

Maskulinum. In dieser Wirklichkeit sehe ich mich zunächst ein wenig um.

Dazu sehe ich aus dem Fenster und notiere, wer da wohnt: waschechte Siegerländer und solche mit Migrationshintergrund; Gastarbeiter der 1. Generation und deren Kinder; Russlanddeutsche, die Familie eines Wirtschaftsingenieurs, die Grundschullehrerin, Spezialistin für Kinder mit Förderbedarf, und die Sozialpädagogin. Muss ich genauer ausspinnen, was die sagten und erst recht dächten, vermiede ich sorgfältig das generische Maskulinum? Aber dazu wird es gar nicht erst kommen, denn ich wäre bald an dem Punkt, an dem jede Spontaneität und Unmittelbarkeit eines Gesprächs vertrocknete. Übrigens ist das auch unter uns nicht anders, dann nämlich, wenn wir Beiträger etwa in der Mensa miteinander plauderten. In unserer Lebenswelt, nicht in einer abstrakten „Wirklichkeit“, leben und reden wir in der Sprache, die wir gelernt und die *wir uns* angeeignet haben.

Zu „Sprache“ fällt mir noch auf, dass das arme generische Maskulinum all das tragen muss, was in diesem ziemlich großen Container sonst noch zu finden ist: der ganze Rest der Grammatik, (Sprich-)Wörter, Geschichten, auch Bilder. Zugegeben, auch denen geht es doch allerorten an den Kragen. Aber könnte es nicht sein, dass es geeignetere Ansatzpunkte gibt – wenn man denn die Absicht hat, „die“ Wirklichkeit zu verändern? Wäre nicht zunächst zu fragen, welche Wirklichkeit man denn verändern will? wo und mit welchen Mitteln „Sprache“ die gesellschaftliche Herrschaft symbolisiert, auf deren Abschaffung die „Veränderung“ zielt? und das nicht nur in unserer recht gemütlichen Gesellschaft, sondern zum Beispiel dort, wo ein Verein „Afghanistan-Schulen“ erfolgreich daran arbeitet, dass Kindern, insbesondere Mädchen sowie Frauen Bildungsmöglichkeiten eröffnet werden, und zwar in *ihrer Lebenswirklichkeit*,

nicht in einer akademisch abstrakten „Wirklichkeit“? Diese sei mir das Stichwort für meinen zweiten Gedanken.

Da blicke ich nicht aus dem Fenster, sondern zurück auf die vielgesichtige Online-Diskussion im Anschluss an jenen Vortrag. Um mir einen Reim auf das zu machen, was ich da sehe, bemühe ich für dieses Mal nicht den Zitatenlieferanten *Horaz: Odi profanum vulgus et arceo*, vielmehr nehme ich einen alten Philosophen und zwei jüngere Referenzen meiner akademischen Jugend in Anspruch: *Platons Sokrates* mit seinem *Höhlengleichnis*, *Hermann Hesses Glasperlenspiel* und *Theodor W. Adornos* Bestimmung einer *Halbbildung*.

Das *Höhlengleichnis* dürfte bekannt sein, wo nicht – es ist leicht zu finden und schnell nachgelesen. Bei den dort etwas umständlich dargestellten technischen Details denke man – *mutatis mutandis* – an unser modernes Kino. Als ich das Gleichnis auf meine alten Tage neuerdings las, stellte sich mir spontan die Assoziation ein: das sind unsere akademischen Diskussionen. Die implizite Bildungstheorie des Gleichnisses hatte ich schon als Student kennengelernt. Jetzt frage ich weiter: Wer wohl hat die Armen da in der Höhle gefesselt? vermutlich ein Diktator, vermutlich unter Zuhilfenahme von so etwas wie Opium für das Volk? Jedenfalls scheint das Leben in der Höhle nicht ungemütlich zu sein; und dieses Leben *ist* die Wirklichkeit ihrer Bewohner. Wehe aber, wenn nun jemand stört und behauptet, die Wirklichkeit sehe ganz anders aus; der muss mundtot gemacht werden. Unsereinem heute trachtet man natürlich nicht nach dem Leben, sollten wir uns zu einer vergleichbaren Störung bemüßigt fühlen. In unseren Kreisen gibt es dezentere Mittel – totschweigen zum Beispiel.

Im Blick auf unsere Diskussionen und darüber hinaus auf die ebenso genannten Frage-Antwort-Spiele der „Tagungen“, die ich so mitbekommen habe, kam mir das Bild eines „Glasperlenspiels“ in den Sinn. In *Hesses* Roman aller-

dings ist das, woran ich dachte, das Feuilleton des feuilletonistischen Zeitalters:

Es wurden auch Vorträge gehalten, ... diese etwas vornehmere Abart des Feuilletons ... Es wurden von Fachleuten sowohl wie von geistigen Buschkleppern den Bürgern jener Zeit, welche noch sehr an dem seiner einstigen Bedeutung beraubten Begriff der Bildung hingen, außer Aufsätzen auch Vorträge in großer Zahl geboten, nicht etwa nur im Sinne von Festreden bei besonderen Anlässen, sondern in wilder Konkurrenz und kaum begreiflicher Masse.

Jetzt habe ich mich ziemlich weit von dem Ausgangspunkt entfernt, aber ich bin noch nicht ganz fertig. In seinem Essay zur Theorie der Halbbildung schrieb *Adorno*, ich hebe hervor, worauf es mir ankommt:

„Im Klima der Halbbildung überdauern die warenhaft verdinglichten Sachgehalte von Bildung auf Kosten ihres Wahrheitsgehalts und ihrer *lebendigen Beziehung zu lebendigen Subjekten*“. „... als entfremdetes Bewußtsein“ kenne Halbbildung „kein unmittelbares Verhältnis zu irgend etwas, sondern ist stets fixiert an die *Vorstellungen, welche sie an die Sache heranbringt*“.

Kann es sein, dass unseren (sic!) ganzen *Reden über* – zum Beispiel über ein grammatisches Problem – das *verloren* gegangen ist, *worüber* wir reden – also die gesellschaftliche Wirklichkeit, in der mit Mitteln der Sprache Herrschaft symbolisiert und ausgeübt wird?

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich mich auf dem *Onlineforum Navid Kermani* zu Wort meldete.

Lisa-Marie Gewalt

Das generische Maskulinum und seine (Un-)Sichtbarkeit

Navid Kermani gelingt es, in seinem Vortrag die Vielseitigkeit des Diskurses um das generische Maskulinum abzubilden. Obwohl es sich bei seiner Rede in erster Linie um ein Plädoyer für das generische Maskulinum handelt, benennt er sowohl Vorzüge als auch Nachteile „geschlechtsneutraler“ und „geschlechtergerechter“ Ausdrücke: des generischen Maskulinums wie auch einer geschlechterdifferenzierenden Sprache. Sein Beitrag hat mich zum Nachdenken angeregt, einerseits, weil ich mich in vielen Argumenten der Befürwortung wiedergefunden habe, andererseits, weil auch ich mit der strikten Verwendung hadere. Vielmehr erscheinen mir Kontexte bei der Entscheidung für oder gegen die Nutzung einer geschlechtsneutralen oder einer geschlechtergerechten Form als relevant. Der folgende Kommentar greift ausgewählte Aspekte aus dem Vortrag auf und soll diese um persönliche Erfahrungen und Gedanken ergänzen. Dementsprechend ist der folgende Text autobiografisch zu lesen und zu verstehen.

Kermanis Vortrag beginnt mit dem Problemaufriss, dass sich durch die Nutzung einer ausschließlich männlichen grammatischen Form weibliche Hörer nicht ausreichend gemeint fühlten. Das Problem wird anhand einer Passage des Korans und der dazugehörigen Überlieferung illustriert. Der Gebrauch des generischen Maskulinums wird heute oftmals als ausgrenzend wahrgenommen. Insbesondere im

Universitätsalltag und auch in den Medien gewinne ich zunehmend den Eindruck, dass der Aspekt der Ausgrenzung durch das generische Maskulinum als Faktum referiert wird: Wer nicht gendert, grenzt aus; wer nicht gegendert wird, wird ausgegrenzt. Erfrischend finde ich die Idee, dass Sprachkategorien, hier differente Geschlechterbezeichnungen, durch ihr komplexitätsreduzierendes Wesen Identität festzulegen in der Lage sind und dass das generische Maskulinum eine solche Festlegung zu überbrücken vermag.

Der Schilderung Navid Kermanis zufolge handelt es sich bei der Debatte, ob weibliche Hörer mitgemeint seien, um eine jahrhundertealte, immer wiederkehrende. Sind es unzureichende Kenntnisse der grammatischen Form, die den Eindruck von mangelnder Inklusion vermitteln, oder geht es um mehr? Gegner des generischen Maskulinums argumentieren, dass es Ausdruck patriarchaler Strukturen und Denkmuster sei, denen eine geschlechterdifferenzierende Sprache entgegentrete. Zudem solle geschlechterdifferenzierendes Sprechen dazu beitragen, auch weitere Geschlechter und Geschlechteridentitäten sichtbar zu machen und Diversität abzubilden. Als Vorzug einer geschlechterdifferenzierenden Sprache gilt neben dem expliziten Einbezug die Sichtbarkeit im Kontext von Vielfalt und Diversität. So schreibt u. a. das Gleichstellungsbüro der Universität Siegen: „Neutrale Formulierungen sprechen alle Geschlechter an, wohingegen das sprachliche Sichtbarmachen dazu führt, die Vielfalt der Geschlechter aufzuzeigen (...)“ (Universität Siegen 2019). Dabei werden Formulierungen als Optionen aufgezeigt, denen bestimmte Intentionen zugrunde liegen.

Navid Kermani verweist auf die Geschichte des Begriffes des generischen Maskulinums als feministischer Kampfbegriff und bedauert, dass Kenntnisse der grammatischen Form im Deutschunterricht nicht mehr vermittelt würden. Ich selbst wurde Mitte der Neunzigerjahre eingeschult und erinnere mich noch gut daran, dass unsere Klassenlehrerin

gefragt wurde, warum denn der Plural männlich sei, wenn doch Mädchen mitgemeint seien. Damals gaben wir uns schnell zufrieden mit der Erläuterung der grammatischen Form und freuten uns, dass wir zum einen reduzierter schreiben, zum anderen, dass wir Geschlechtszuschreibungen mittels der Undurchschaubarkeit des sprachlichen Ausdrucks transparent machen und dekonstruieren konnten. So schrieb ein Mädchen einen Aufsatz über Kinder beim Fußballspiel, in dem die Protagonisten im Laufe der Geschichte als Mädchen offenbart wurden. Für uns Mädchen war das zu diesem Zeitpunkt sowohl Übung als auch Spiel, aber besonders auch eine Provokation der Jungen. Die Jungen wiederum positionierten sich gerne mit der Behauptung, dass in ihrem Text die Mädchen nicht mitgemeint wären, sahen sich jedoch gezwungen, das Adjektiv „männlich“ hinzuzufügen, wenn sie Mädchen ausschließen wollten. In dieser Hinsicht stimme ich Kermani zu, dass das generische Maskulinum auch emanzipatorisches Potenzial besitzt und auf Diskriminierung aufmerksam machen kann. Anders bei homogen weiblichen Gruppen: in der Schule haben wir gelernt, dass die weibliche Endung obligatorisch sei, wenn eine Gruppe nur aus weiblichen Personen besteht. Ein generisches Femininum wurde nicht in Erwägung gezogen. Sollte dies eine bestehende Regel gewesen oder immer noch sein, so profitiert nicht nur die Dichtung von Regelbrüchen ...

Zu den Stärken des generischen Maskulinums zählt insbesondere die Uneindeutigkeit der bezeichneten Geschlechterkategorien. Im Rückblick auf die Siebzigerjahre erzählt Navid Kermani, dass Autorinnen von sich als Autoren sprachen, wenn sie ihr Geschlecht nicht herausstellen wollten. Die Unsichtbarkeit kann also auch gewünscht sein. Geschlecht wird sprachlich zum Interpretationsspielraum, kann, muss jedoch nicht zwangsläufig eine entscheidende Rolle spielen. Wie Navid Kermani anhand der Beispiele

von Rio Reisers Musik und Rumis Liebesgedichten, in denen das Du sowohl männlich als auch weiblich sein kann, aufzeigt, kann die Verschleierung von Kategorien Identifikationspotenzial ermöglichen.

Persönlich bevorzuge ich in vielen Kontexten die Unsichtbarkeit meines Geschlechts, das ich eher als Teil meiner Privatsphäre betrachte. So schätze ich in meinem Studium eine geschlechtsneutrale Ansprache, da für mich Fleiß und Kompetenzzuwachs im Mittelpunkt stehen. Auch nehme ich, so hoffe ich, an Seminaren nicht in meiner Eigenschaft als Frau teil. Natürlich haben meine Interessen, die Förderung meiner Kompetenzen sowie meine erlernten Verhaltensweisen meinen Werdegang beeinflusst und sind nicht unabhängig von Geschlecht zu denken. In diesem Kontext ist selbstverständlich Geschlecht als Bestandteil meiner Historie von Relevanz. Möchte ich mich damit abfinden und mein Geschlecht als Bestimmung akzeptieren? Ich möchte kein guter Student, keine gute Studentin und kein*e gute*r Student*in sein, sondern ein guter Student, der bestimmte Eigenschaften und Erfahrungen, auch in Bezug auf Geschlecht, mitbringt und reflektieren kann – und ansonsten seine Aufgaben erfüllt. Sehen es viele als einen Akt der Höflichkeit, explizit als Geschlecht angesprochen zu werden, empfinde ich es als Eindringen in meine Privatsphäre und Angriff auf meine Individualität.

Gerade angesichts der engen Verknüpfung von Sprache und Gesellschaft erscheinen mir die Uneindeutigkeit und Unsichtbarkeit von Geschlecht im generischen Maskulinum als Vorzüge. Zuschreibungen und Kategorisierungen, die sich gesellschaftlich, sozial und politisch etabliert haben, werden dadurch zwar nicht aufgelöst – das ist richtig – aber doch infrage gestellt. Dass Geschlecht eine soziale Konstruktion mit bestimmten Rollenzuschreibungen darstellt, ist gut erforscht. Sprache bildet hierbei nicht bloß gesellschaftliche Verhältnisse ab, sondern reproduziert sie, indem

sie einerseits Geschlecht als Differenzkategorie kenntlich macht, andererseits diese mit Erwartungen belegt.

Ich kann Navid Kermani nur beipflichten, dass Geschlechtszuschreibungen und vor allem Geschlechtsidentitäten nicht eindeutig klassifizierbar sind. Geschlecht und vor allem das soziale Geschlecht scheint aus meiner Sicht immer etwas zu implizieren, dem ich nicht gerecht werden kann: Was meine individuelle Geschichte anbelangt, so zeigte sich besonders im Kindergarten und in der Schule, dass ich den dort vorherrschenden Erwartungen aus Unwissenheit nicht entsprochen habe. An dieser Stelle möchte ich das Argument von Navid Kermani aufgreifen, ein geschlechterdifferenzierender Sprachgebrauch befördere die Sexualisierung von Sprache.

Durch den sprachlichen Ausdruck implizit praktizierte Sexualisierung erlebte ich in meiner Schulzeit. Am ersten Tag in der weiterführenden Schule durften wir uns selbst unsere Plätze aussuchen. Ich erinnere mich, dass die anderen Mädchen anfangen zu lachen, weil ich auf einem freien Stuhl auf der „Jungenseite“ Platz genommen hatte, und meine Lehrerin mich am Arm von meinem Platz wegzog, um mit den Worten „Du bist doch ein Mädchen“ schnell einen Tisch für mich in die vorderste Ecke auf der gegenüberliegenden „Mädchenseite“ zu stellen. Die Folge der Worte war, dass durch mein scheinbares Fehlverhalten in Bezug auf meine Weiblichkeit diese von Mitschülerinnen hinterfragt wurde. Schnell entstand das Gerücht, ich sei homosexuell. Ich galt wohl – so würde ich es heute interpretieren – als zu viel Mädchen, als dass ich mit Jungen hätte interagieren können, aber als zu wenig Mädchen, als dass meine Mitschülerinnen mich als ihresgleichen akzeptiert hätten. Bis zu diesen und vielen ähnlichen Erfahrungen hatte ich Geschlecht nie als besonderes Merkmal jenseits körperlicher Unterschiede wahrgenommen. Im Anschluss an solche Erlebnisse und Freiheitseinschränkungen habe

ich persönlich angefangen, Geschlechterbezeichnungen zu fürchten und abzulehnen, obwohl ich an meiner Geschlechtsidentität nicht zweifel(t)e.

Im Laufe der Jahre hat sich für mich die Frage entwickelt, wann und wo Geschlecht überhaupt eine Rolle spielt oder spielen sollte, weil ich mich zwar bei einer geschlechterdifferenzierenden Anrede mitangesprochen fühle, jedoch mich des Gefühls nicht erwehren kann, nicht repräsentiert zu sein. Mit der Zunahme an Geschlechterkategorien und -differenzierungen wächst bei mir der Eindruck, nirgendwo reinzupassen. Am ehesten zugehörig fühle ich mich bei einer „geschlechterneutralen“ Anredeform, wo ich alles bin und nichts bin, aber dann auch nicht richtig und falsch.

Geschlechterneutrale Sprache kann zu einer Hinterfragung der Kategorien beitragen. Eine geschlechterdifferenzierende Sprache kann dies hingegen nur bedingt leisten, da ja gerade diese Kategorien ihr Fundament bilden. Durch zunehmende Geschlechtersensibilisierung, durch die Bezeichnung und Kenntlichmachung weiterer Geschlechter werden mehr Kategorien gebildet, die jeweils mit spezifischen Vorannahmen oder Erwartungen besetzt werden. Dass auch hier Sprache komplexitätsreduzierend wirkt und niemals in Gänze alle Individualitäten erfassen und beschreiben kann, wirkt plausibel, zumal unser Verständnis von Geschlecht(ern) sich ausdifferenziert und Bedeutungen wie auch Zuschreibungen sich wandeln. Die Stärke einer geschlechterdifferenzierenden Sprache liegt vermutlich eher im Infragestellen von Hierarchien, patriarchalen Strukturen und diskriminierendem Verhalten. Politisch ist es mir ein Anliegen, Diskriminierung abzubauen und Solidarität mit marginalisierten Gruppen zu demonstrieren. Auch im Forschungskontext ist die Differenzierung der Geschlechter sinnvoll und gewinnbringend, um etwa bestimmte Phänomene und Lebensrealitäten zu beschreiben.

So kann sprachliche Geschlechtergerechtigkeit meinem Verständnis zufolge zwar durchaus bedeuten, durch eine Sichtbarmachung Diskriminierung aufzuzeigen, sie kann aber ebenso bedeuten, mittels einer Verschleierung von Geschlecht die Kategorien in Frage zu stellen, individuell auszulegen und Zuschreibungen zu irritieren. Navid Kermani verweist hier zu Recht auf Adornos utopisches Motiv des Nicht-Identischen. Geschlechtersensibilität kann von dieser Offenheit profitieren.

Meine Überlegungen führen mich zu der Schlussfolgerung, dass Kontexte entscheidend sind für die Wahl des sprachlichen Mittels. Je nach Kontext kann Sprache verschiedene Wirkungen entfalten. Der Kontext bestimmt, wann auch ich persönlich die Ansprache meines Geschlechts bevorzuge oder ablehne. Mit dem generischen Maskulinum können alle gemeint sein, kann das, was gemeint ist, der Interpretation obliegen. Dieselbe Offenheit kann eben auch den Eindruck von männlicher Dominanz erwecken. Für die Literatur und Lyrik ist diese Offenheit wichtig, für Irritationen durchaus auch im alltäglichen Gebrauch; für den Kampf gegen diskriminierendes Verhalten sind vielleicht differenziertere Beschreibungen hilfreicher. Der Wissenserwerb lebt von der Diskussion und fortwährenden Erweiterung von Kategorisierungen. Jeglicher Sprachgebrauch lebt von Reflexion.

Wie Navid Kermani bedauere auch ich den Verlust des generischen Maskulinums als geschlechtsneutrale Form. Denn dass es längst nicht mehr unkritisch zur Kenntnis genommen wird, zeigen die Debatten, auf denen der Vortrag von Navid Kermani fußt. Sichtbarmachung, Anforderungen an Höflichkeitsnormen, politische Positionierungen als Gegenwehr gegen diskriminierendes Gedankengut – alle diese Aspekte unterstreichen die Notwendigkeit einer geschlechtergerechten, wenn auch differenzierenden Sprache. Navid Kermani argumentiert, dass Sprache und ihre Be-

deutungen sich gesellschaftlichen Bedingungen anpassen. Er erwartet, dass die seiner ursprünglichen Funktion widersprechende Wahrnehmung des generischen Maskulinums als ausgrenzend zu seinem endgültigen Tod führen wird. Vielleicht liegt die Zukunft in der Herausbildung neuer, geschlechterneutraler Formen?

Referenzen

Universität Siegen (2019): *Hinweise zur geschlechtergerechten Sprache*. Siegen: Uniprint. https://www.uni-sie-gen.de/gleichstellung/geschlechtergerechte_sprache/hinweise_geschlechtergerechte_sprache.pdf, aufgerufen am 31.10.2023.

Patrick Graw

Neue Sprachregeln sind kein Ersatz für gegenseitiges Verständnis

Bei dem Ausdruck „generisches Maskulinum“ „handelte es sich von Anfang an um einen umstrittenen, man könnte auch sagen: einen Kampfbegriff“, stellt Navid Kermani in seinem Vortrag fest.

Das rhetorische Framing bzw. die Sichtweise, mit der man sich dem umkämpften generischen Maskulinum nähert, spielen wohl eine entscheidende Rolle. Verändert man die Sichtweise ein wenig, verändert sich zugleich die Problemlage: „Der Löffel“ ist kein Mann, „die Gabel“ keine Frau. Wenn ich sage, dass ich „zum Arzt“ gehe, möchte ich in erster Linie die Expertise der Person, den ausgeübten Beruf und die damit verbundene Gesundheitsfrage thematisieren. Entsprechend und gemäß der geläufigen Differenz zwischen Genus und Sexus spielt es keine Rolle, welchem kulturellen oder biologischen Geschlecht „der“/„die“ „A/Ärzt:in“ sich zuordnet. Keines der hier angedeuteten Geschlechter ist beim Genus mitgemeint, ebenso wenig wie Haut, Augenfarbe, Alter oder andere Identitätsmerkmale.

Wenn Menschen nun praktisch diese Differenz zwischen Genus und Sexus missachten bzw. ablehnen, dann drängt sich m.E. der Verdacht auf, dass dies weniger an den grammatischen Regeln selbst liegt als vielmehr an bestehenden sozialen Konflikten zwischen Menschen mit unterschiedlichen Merkmalen, die Sprache als Mittel zur Kommunikation nutzen.

In diese Richtung gehend möchte ich den Standpunkt aufgreifen: Sprachregeln sind zweifellos ein Aspekt von sozialer Wirklichkeit, ein wirkmächtiger noch dazu, aber nicht der einzige. Entsprechend wandelt sich die Bedeutung von Sprachinhalten und unterscheidet sich je nach Zusammenhang, Gemeinschaft, Zuhörerschaft. Jedes soziale Zeichen kann verwendet, kontextualisiert und konnotiert werden, um andere wertzuschätzen oder zu verachten. Ein Beispiel dafür stellt das „OK“-Handzeichen dar, welches in Teilen der U.S.-amerikanischen Öffentlichkeit zum Erkennungszeichen rechtsextremer Gruppen umgedeutet werden konnte, aufbauend auf einen Internet-Hoax 2017 (Anti-Defamation League 2019). In der Konsequenz nahm die *Anti-Defamation League* das Zeichen in ihre „Hassdatenbank“ auf und rät seither dazu, bei der Verwendung und Beurteilung des Zeichens besondere Vorsicht walten zu lassen:

Since 2017, many people have been falsely accused of being racist or white supremacist for using the ‚okay‘ gesture in its traditional and innocuous sense. (ebd.)

Was ich nicht zuletzt in diesem Fall sehe, ist eine Beschleunigung beim Verschleiß von Begriffen und Zeichen. Ein weiteres prominentes Beispiel stellt etwa der Begriff des „alten weißen Mannes“ dar. Sollte dieser nun nur noch negative oder doch nicht vielleicht auch noch – je nachdem – positive Assoziationen hervorrufen?

Anerkennung und Diversität müssten folglich vielmehr auf anderen Ebenen entstehen, die sich nicht auf einfache Zeichen und Sprachformen reduzieren lassen. Redet man im Hinblick auf Inklusion nur über den „richtigen“ bzw. „falschen“ Gebrauch von Genera, redet man aneinander und an den zugrunde liegenden (interdisziplinären) Problemen vorbei, die sich somit stets im jeweils neuen gram-

matischen Gewand wiederholen. Unsichtbar werden bei einer solchen Reduktion zugleich zahlreiche Angebote und Anstrengungen, die sich auf andere Art und Weise, z. B. in der Wirtschaftspolitik oder in zusammenhangsreichen Romanen für ein wertschätzendes Miteinander einsetzen, wenn sie nicht in Verruf geraten, sollten sie nicht der Neuordnung des grammatischen Geschlechts folgen.

„The road to hell is paved with good intentions.“ Dabei fürchte ich, dass pauschale Machteingriffe über die Sprache eben nicht ineffektiv sind, sondern in vielen Fällen kontraproduktiv. Dazu ist kein Zwang vonnöten: Wer seine eigene Ausdrucksweise trotz kognitiver, innerer Bedenken anpasst, Selbstzensur betreibt, um Sanktionen oder soziale Opportunitätskosten zu meiden, stützt sein Verhalten nicht auf Anerkennung, sondern auf Unbehagen, Verdrängung oder fragwürdige Anreize. Man kann in einem solchen Fall auch von operanter Konditionierung sprechen oder, etwas moderner und freundlicher klingend, von *Nudging*. Nur: Wer lässt sich schon gerne in diesem Sinne manipulieren? Und man fragt sich dann, was eigentlich aus der „kognitiven Wende“ geworden ist, die in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts das verengte Menschenbild des Behaviorismus noch in entsprechende Schranken verwiesen hatte. Reicht derartiges *Nudging* dementsprechend aus, um gegebenenfalls mehr als Äußerlichkeiten und opportunes Verhalten zu verändern? Außerhalb von Milieus und Gruppen mit mehr oder weniger homogenem Sprachverhalten beobachte ich zugleich in der Öffentlichkeit statt zunehmender sachlicher „Awareness“ eine ideologische Eskalation der Lage, und das nicht nur zwischen den Zeilen: Offen zeigen sich Verachtung und Aggression gegenüber Menschen verschiedenster Lager, die, wenn man die weitergehenden Zusammenhänge kennt, anfangs häufig nicht die Absicht verfolgen, mit ihrer Wortwahl jemandem zu schaden. Spätestens hier, in der allgemeinen Öffentlichkeit, hat dann auch das beha-

rioristische Verfahren ausgedient. Eine operante Konditionierung gelingt hier nicht mehr ohne Weiteres, weil nicht mehr dieselben Abhängigkeitsverhältnisse bestehen. Insofern verwundert es nicht, wenn der Versuch einer Bestrafung, wie z. B. die Ächtung anderer Teile der Gesellschaft aufgrund ihres Sprachverhaltens, vor allem zu einem führt: Retourkutschen.

Eine repräsentative Umfrage von *infratest dimap* im Auftrag des *WDR* kam Anfang des Jahres 2023 zu dem Ergebnis, dass die Ablehnung der gendersensiblen Sprache in den letzten zwei Jahren sogar noch zugenommen hat (Schönenborn 2023). Je dramatischer die Kontrahenten auf der jeweils anderen Seite dabei wahlweise als rechts-reaktionäre Aussätzige oder „links-grün versifft“ „Gutmenschen“ modelliert werden und sich gegenseitig ausgrenzen, desto mehr nimmt die Bereitschaft ab, sich überhaupt auf Augenhöhe zu begegnen. Solche Spannungen und Spaltungen lassen sich auf verschiedensten Achsen beobachten: Männer gegen Frauen, Alt gegen Jung, Feministen gegen Transaktivisten, die eine Hautfarbe gegen die andere Hautfarbe, Einheimische gegen Migranten, Handwerk gegen Wissenschaftsbetrieb, und auffallend häufig Prekär gegen Prekär, „which brings people together by segregating them into smaller and smaller groups“, kommentierte Tom Walker in seiner Rolle als Jonathan Pie (Walker 2022). Die Ergebnisse solcher „Kulturkämpfe“ fallen erwartungsgemäß aus: Schuldzuweisungen, Feindbilder, Verletzungen, Sh*tstorms, taktische Winkelzüge, Resignation und formale Pragmatik sowie abnehmende Bereitschaft, im jeweiligen Antagonisten etwas anderes als niederträchtige Absichten zu vermuten. Damit verbunden: Anstrengungen, das gegnerische Lager in Streitfragen schlicht zu überwältigen, was wiederum entsprechende Gegenreaktionen und eine Verhärtung der Fronten provoziert. Ein Teufelskreis, der auf ein „Lose-Lose“ hinauszulaufen droht. Was ich in diesem Zusammenhang

leider nur selten sehe: Aussöhnung, Freundschaft, Verzeihen, (das Genießen von) Empathie oder eine Grundlage, auf der friedliche zwischenmenschliche Beziehungen und eine gemeinsame Kultur reifen können. Aber gerade jene Begegnung auf Augenhöhe ist vermutlich eine entscheidende Grundlage für zwischenmenschliche Anerkennung, einen wertschätzenden Dialog wie eine darauf aufbauende, tragfähige Lösung, aufbauend nicht auf gleichen Positionen, Ausdrucksweisen oder Identitäten, sondern gemeinsamen Interessen.

Wenn es nun darauf ankommt, gegenseitigen Argwohn zu überwinden, kommt leider noch ein ähnlich gelagertes Problem erschwerend hinzu, welches wiederum auf eine Kluft zwischen Sprachverhalten und dahinterstehendem Bewusstsein verweist: Im Rahmen der Public Relations können Gegenstände und Maßnahmen offenbar zunehmend erfolgreich und zunehmend beliebig als etwas ausgezeichnet werden, dem sie bei näherem Hinsehen überhaupt nicht entsprechen. Vielfalt und Wertschätzung lassen sich umso einfacher schlicht behaupten, solange sich das öffentliche Bewusstsein vor allem mit der Frage beschäftigt, ob dabei der „richtige“ sprachliche Ausdruck gewahrt wird: Die Situation der von Adidas beschäftigten Näherinnen in El Salvador und Indonesien hat sich in den letzten 15 Jahren nicht wesentlich verbessert – unabhängig davon, wie gleichgestellt und divers sich die Social-Media-Accounts des Sportartikelherstellers mittlerweile geben.

As Reinhold Niebuhr put it, [the public has, d. Verf.] to be fed necessary illusions and emotionally potent oversimplifications while we take care of things for the common good. (Chomsky 2023)

Ergänzt durch folgende Anmerkung:

One aspect of this was separating the economy from public affairs. Economists played a major role in this, including liberal economists. [...] We take care of the science. The public should have nothing to do with it. (ebd.)

Der Einwand liegt nahe, dass Unternehmen an ihren Versprechen gemessen werden können und konsistent agieren sollten, um Reputation und langfristige Kundenbeziehungen aufzubauen. Die Praxis offenbart hingegen wiederholt, dass zwischen symbolischen, emotionsgeladenen Werbebotschaften und gesellschaftlicher Realität oft riesige, anhaltende Abgründe klaffen und nicht zuletzt Unternehmen trotz derartiger Diskrepanzen meistens sehr erfolgreich bleiben, optimalerweise unterstützt durch gut vernetzte *Social Influencer* und virale Hypes, bei welchen die hinter dem Schall und Rauch darniederliegende Sache oft kaum noch eine Rolle zu spielen scheint. Ebenso ist es kein Geheimnis, dass Wahlkampfreden und -plakate erwiesenermaßen auch langfristig nicht mit dem jeweiligen politischen Programm korrelieren müssen.

Man scheint zumindest in eine missliche Lage zu geraten, wenn Probleme lediglich als Sprach- bzw. Kommunikationsprobleme begriffen und gelöst werden sollen, wie in den Public Relations üblich – wiederum nicht deshalb, weil Sprache keine Wirkung hätte, sondern weil sie sich im Rahmen rhetorischer Marketingkampagnen erwiesenermaßen hervorragend dazu instrumentalisieren lässt, von einer umfassenderen, tiefergehenden Lösung abzulenken. In dieser Hinsicht erinnern Gender-Stern und Co. im Rahmen von „Gender & Diversity“ oft an den vor einiger Zeit noch häufig persiflierten Slogan „Freedom & Democracy“, insofern die Slogans den damit verbundenen Maßnahmen bzw. Säumnissen teils diametral widersprechen. Die damit häufig in Zusammenhang stehenden, weitreichenden Selbstwider-

sprüche ließen sich in den letzten Jahren zum Beispiel im Format bester Realsatire auf verschiedenen „Pride Parades“ beobachten, als dessen Teil u. a. Lockheed Martin mit eigenem Festwagen und regenbogenfarbenen Bannern auftrat.

Oder wie Noam Chomsky es auf folgenden Punkt brachte:

You want to create a slogan that nobody's going to be against, and everybody's going to be for. [...] Its crucial value is that it diverts your attention from a question that does mean something [...]. We're all together, empty slogans, let's join in, let's make sure we don't have these bad people around to disrupt our harmony with their talk about class struggle, rights and that sort of business. That's all very effective. It runs right up to today. And of course it is carefully thought out. The people in the public relations industry aren't there for the fun of it. They're doing work. They're trying to instill the right values. (Chomsky 2002, 24)

Hierbei ließe sich anmerken, dass Slogans noch mehrere Worte umfassten im Unterschied zur aktuell vorherrschenden Beschränkung auf einzelne Zeichen und Wortsilben.

Vor diesen Hintergründen habe ich den Eindruck gewonnen, dass die Ächtung des generischen Maskulinums an entscheidenden Stellen zusätzliche Konfliktfelder und Konfliktverschiebungen verursacht hat, statt zu einer ursächlichen Lösung beizutragen – und dass es für eine Lösung in der Konsequenz nicht auf die konkreten Zeichen und Genera ankommt, sondern auf die Art und Weise, wie man zu ihnen gelangte und sich auf sie einigte.

Wie schwierig es auch sein mag: Ohne den Versuch, offen aufeinander zuzukommen, alle Seiten zu Wort kommen zu lassen und sich gegenseitig zuzuhören, wird sich vermutlich stets ein Weg des Misstrauens, der Gewalt und

Diskriminierung finden, ob verbal oder nonverbal, direkt oder indirekt, offen einsehbar oder verdeckt. Wie gegenseitiges Verständnis und gegenseitige Wertschätzung darüber hinaus gelingen könnten ..., dies wird zum Glück auch noch von zeitgenössischer Literatur reflektiert sowie einem respektvollen, sachlichen Austausch, die dazu beitragen, Gräben und Grenzen zu überwinden. Deswegen hat mich Navid Kermanis Vortrag an der Universität Siegen und die daran anschließende Diskussion sehr erfreut, wofür ich mich an dieser Stelle herzlich und ausdrücklich bedanken möchte.

Literatur

- Anti-Defamation League (2019). *Hate on Display. Okay Hand Gesture – Racist Hand Signs*. Zugriff: 18.12.2023 unter: <https://www.adl.org/resources/hate-symbol/okay-hand-gesture>
- Chomsky, Noam (2023). *Noam Chomsky on Language, Left Libertarianism, and Progress (Ep. 182). Conversations with Tyler*. Zugriff am 16.10.2023 unter: <https://chomsky.info/2023614-2/>
- Chomsky, Noam (2002). *Media Control. The Spectacular Achievements of Propaganda*, 2nd. ed. New York: Seven Stories Press.
- Schönenborn, Jörg (2023). *WDR-Studie: So gendern die Deutschen*. Zugriff am 18.12.2023 unter: <https://www1.wdr.de/nachrichten/gender-umfrage-infratest-dimap-100.html>
- Walker, Tom (2020). *WOKE Utopia*. Zugriff am 16.10.2023 unter: <https://www.youtube.com/watch?v=e5TVLEaqqdI>

Oliver Hohenschue

Das Gendern und die akademische Karriere

Navid Kermani hat in der Diskussion zu seinem Vortrag die Frage aufgeworfen, ob es möglich sei, an der Universität ohne die Nutzung gendergerechter Sprache eine wissenschaftliche Karriere zu machen. Wer etwa als Student das Gendern ablehne, habe zu befürchten, dass er auf Grund dessen nicht mehr die Möglichkeit erhalte, eine wissenschaftliche Karriere zu beginnen. Eine freundliche Variante, darauf zu antworten, die auch an diesem (sehr schönen) Abend geäußert wurde, ist zu sagen, dass es eine Frage der Höflichkeit sei, im akademischen Umfeld zu gendern, eine Anpassung an Riten und Sitten dieser Kultur, wie das Klopfen anstelle des Klatschens nach einem Vortrag im akademischen Alltag.

Udo Kelter (in diesem Band, S. 59 ff.), wie auch manch anderer, geht da noch weiter und konstatiert gar einen Machtkampf. Feministische Kräfte, Sozialwissenschaftler*innen in Medien, Politik und Wissenschaft wollten mit Hilfe der Sprache Herrschaft oder zumindest mehr Deutungshoheit erringen. Bevor ich auf die von Navid Kermani gestellte Frage näher eingehe, möchte ich als Vertreter dieses „vierten Clusters“ (Kelter) auf einige Dinge hinweisen:

Selbstverständlich gibt es in jeder sozialen Ordnung Machtkämpfe, dafür braucht es keine Genderdebatten. An Universitäten sind die Ziele des Machtkampfes öffentliche und wissenschaftliche Anerkennung, Status, das eigene Selbstverständnis und Ressourcen. Wer so naiv ist und

meint, an Universitäten ginge es *ausschließlich* um Leistung und Wahrheit, sollte einmal mit Hilfe einer Suchmaschine die öffentliche Diskussion um den Siegener Studiengang „Plurale Ökonomik“ nachverfolgen oder „Ökonomie und Gesellschaft; bpb“ eintippen. Menschen, die Zeugnis über Konfliktsituationen in akademischen Gremien (z. B. anlässlich des Themas Studiengebühren) geben können, werden über eine solche Vorstellung sowieso nur müde lächeln – oder man hat seine Gründe, das nicht zu tun.

Es geht mir hier *nicht* um den konkreten Inhalt dieser Beispiele, sondern ausschließlich um die soziale Tatsache der allgemeinen Existenz von Machtprozessen, auch an Universitäten. Jede*r Wissenschaftler*in kennt Themen und Methoden seines Faches, mit denen man sich zumindest an bestimmten Lehrstühlen keine Freunde macht und die eine wissenschaftliche Karriere gefährden, auch wenn die Leistung stimmt. Was soll man also dem jungen Studenten sagen, wenn er fragt, ob er ohne Gendern erfolgreich studieren und eine wissenschaftliche Karriere machen könne? Ich würde erst einmal sagen: „Ja, natürlich, aber die Universität hat ihre eigenen Regeln und ist kein ätherischer Ponyhof fern dieser Welt.“

Ich kann mich daran erinnern, dass ich in der Schule Ende der 90er-Jahre in meinem Deutschbuch über geschlechtergerechte Sprache gelesen habe. Es ist also Anfang der 1980er Jahre schon darüber diskutiert worden. Seinerzeit wurden die Forderungen an den Universitäten ignoriert, marginalisiert, ins Lächerliche gezogen und verschwanden in den fröhlichen 90ern wieder ganz von der Agenda. Wo ist der Unterschied zur heutigen Universität und warum kann Gendern in der Sprache heute selbstverständlich erwartet werden? Ein Punkt unter anderen: Bundesweit sind inzwischen rund 25 Prozent der Lehrstühle mit Frauen besetzt und nicht mehr nur etwa fünf Prozent, wie

in den 90er Jahren. „Ein Schelm, der Eins und Eins zusammenzählt“, mag man schreiben.

Wenn man fragt, ob man eine wissenschaftliche Karriere starten kann, fragt man: Wer entscheidet darüber? Man muss also über Rekrutierungsprozesse und akademische Netzwerke reden: „Ich kenne diesen Kandidaten X, der Schüler von Y war, damit selbstverständlich die richtige Theorie Z vertritt und sich außerdem gut benehmen kann und – *Überraschung!* –, *der* genauso ist, wie *ich* früher war. Er hat damit [auch] eine vielversprechende Zukunft vor sich und wird für das Fach unersetzbar sein.“ Also ist er beim nächsten Symposium mit anschließender Feierabendgestaltung dabei, auch im nächsten Sammelband, und er bekommt selbstredend die Nachwuchsstelle.

Menschen kooptieren für Positionen und Mitgliedschaften deutlich öfter Menschen, die ihnen ähnlich sind, hier also Männer, die im akademischen Milieu geboren wurden. Anders als die Einführung des Gendersternchens handelt es sich nicht um eine teuflische Verschwörung gegen die freie Gesellschaft, sondern es ist eine allgemein menschliche Eigenschaft (homosoziale Kooptation). Das Problem: Bei wissenschaftlichen Positionen handelt es sich um statushohe Positionen mit viel Macht (schon wieder dieses böse Wort). Die moderne Gesellschaft verlangt, dass eine solche Position mit der Person besetzt wird, die am besten qualifiziert ist, was keinesfalls zwangsläufig auf die Person zutrifft, die einem am ähnlichsten ist, die von zu Hause schon viel Geld mitbringt oder mit der man schon einmal an der Theke ein Bier getrunken hat. Fragt also unsere Studentin, ob es möglich sei, heute noch ohne das Gendern eine wissenschaftliche Karriere zu starten, könnte man sagen:

Ihre Eltern haben nicht studiert, Vater Bauarbeiter,
Mutter Verkäuferin? Dann ist das Gendern Ihr gerings-

tes Problem. Ja, Sie können es schaffen, aber Sie werden dafür noch mehr arbeiten müssen als Ihre Mitstudierenden. Suchen Sie sich im Laufe des Studiums eine Mentorin oder einen Mentor aus dem akademischen Umfeld und vernetzen Sie sich mit anderen Arbeiterkindern an der Uni. Dann klappt es vielleicht auch mit der wissenschaftlichen Karriere. Und dem Gendern.

Gewiss, vermutlich kennt jeder irgendein katholisches Arbeitermädchen vom Lande, das schließlich auch eine Professur erhalten hat. Es behauptet auch niemand, dass das nicht möglich ist, sondern dass es trotz hoher Leistungsfähigkeit sehr viel unwahrscheinlicher ist als bei akademischen Sprösslingen. Selbstverständlich sind gute Leistungen in seinem Fach *notwendige* Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Karriere, sie erklären aber nicht *hinreichend*, warum X1 X2 vorgezogen wird, wenn die Stellen knapp sind. Klar ist auch, dass ähnliche Selektionen größtenteils schon in der Schulzeit stattfinden.

Was kann man als Institution tun, um das Problem anzugehen und zu begrenzen? Vieles passiert nicht nur an der Universität Siegen: Auswahlkriterien werden *vor* dem Auswahlprozess festgelegt, Befangenheiten gesucht und beachtet, das Mehraugenprinzip in die Prozesse eingefügt. Und das Gendern? Das kann zumindest das Bewusstsein für das Merkmal „Geschlecht“ schärfen. Weiterhin wissen wir, dass sich Frauen eher auf Stellen bewerben, die zum Beispiel auch für eine „Informatikerin“ oder eine**n* „Informatiker*in“ anstatt nur für „Informatiker“ ausgeschrieben sind. Auch, und das ist vielleicht noch wichtiger, sind Schüler*innen in alle Richtungen offener in ihrer Berufswahl, wenn Lehrkräfte geschlechterneutral mit ihnen darüber reden. Alle diese Maßnahmen sind wirkmächtig, wenn man grundsätzlich *auch* soziale Sachverhalte außerhalb des engen fachlichen Rahmens anerkennt. Wenn man

dagegen meint, dass immer und ausschließlich nur der leistungsstärkste Leistungsträger wissenschaftliche Positionen bekommt, und wenn man den teilweise auch heute noch vorhanden milieuspezifischen „Inzest“ für Zufall hält und diesen unter Naturschutz stellen möchte – dann hält man es auch für Zufall, dass ich in diesem Text an einigen Stellen *nicht* gegendert habe.

PS: Liebe Studierende, jetzt mal unter uns, insbesondere wenn Sie zu den 99 Prozent gehören, die nicht an der Universität bleiben: Das Gendern gehört in der Tat in *einigen* Teilen von Universitäten, Parteien und Medien (eigentlich fast nur Öffentlich-Rechtlichen) zum guten Ton. Aber unterlassen Sie vorsichtshalber erstmal das Gendern, wenn Sie in bestimmten Zeitungen, Behörden oder mittelständischen Unternehmen eine Anstellung finden oder gar Karriere machen möchten. Schlimmer können Sie es dann nur noch machen, wenn Sie ein anderes böses Wort („Fr****q****e“) *zustimmend* nutzen.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Kai-Uwe Carstensen, Dr. phil., Germanist/Computerlinguist/Kognitionswissenschaftler, ist Computerlinguistischer Koordinator des NRW-Akademieprojekts DMW (Dialektatlas Mittleres Westdeutschland, beteiligte Universitäten: Bonn, Münster, Paderborn, Siegen).

Jörg Döring ist Professor für Neuere deutsche Philologie, Medien- und Kulturwissenschaft an der Universität Siegen, Fakultät I.

Lisa-Marie Gewalt, BA-Studentin der Fächer Lehramt Gym/Ge Englisch/Deutsch sowie Soziale Arbeit der Universität Siegen.

Patrick Graw, Medienwissenschaften, M.A., ist Mitarbeiter im Projekt „Digitalität menschlich gestalten“ an der Universitätsbibliothek Siegen.

Stephan Habscheid ist Professor für Angewandte Sprachwissenschaft am Germanistischen Seminar, Fakultät I, der Universität Siegen.

Oliver Hohenschue, ehemaliger Mitarbeiter des Gleichstellungsbüros der Universität Siegen.

Udo Kelter, Dipl. Inform., Dr. rer. nat. in theoretischer Informatik, seit 1993 Professur für Praktische Informatik am Department (früher: Fachbereich) Elektrotechnik und Informatik, Uni Siegen, inzwischen pensioniert.

Navid Kermani ist vielfach ausgezeichnete(r) Schriftsteller, Publizist und habilitierter Orientalist. Er ist in Siegen aufgewachsen und lebt in Köln.

Thomas Kronschläger ist Literaturdidaktiker an der Technischen Universität Braunschweig.

Peter Menck ist emeritierter Universitäts-Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Siegen.

Jamal Nasir ist Doktorand im Fachbereich Chemie, Fakultät IV, der Universität Siegen.

Jürgen Nielsen-Sikora ist Apl.-Professor für Bildungsphilosophie, Hans Jonas-Institut, Fakultät II, Universität Siegen.

Sibylle Schwantag war Fachreferentin an der Universitätsbibliothek Siegen für Romanistik, Musik und Medienwissenschaft, seit 2016 i. R.

Petra M. Vogel ist Professorin für germanistische Linguistik an der Universität Siegen.

Chiara Weiß, M. Ed., ist angehende Lehrerin für Englisch und Philosophie für die Sekundarstufen I/II.

Florian Werner studierte in Siegen Lehramt, zurzeit Referendar am Gymnasium Wilnsdorf.

Im Mai 2022 wurde Dr. Navid Kermani die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen verliehen. Seine Rede aus Anlass dieser Ehrung widmete Navid Kermani mit Verweis auf die starke germanistische Tradition an der Universität Siegen dem Thema „Das generische Maskulinum“ und damit einem aktuellen wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Diskurs.

Neben der Laudatio zur Ehrung dokumentiert der vorliegende Band Navid Kermanis Vortrag sowie ausgearbeitete Beiträge der in einem anschließenden Online-Forum geführten Diskussion.